

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 91

www.nyland.de
nyland@nyland.de

Heinrich Peuckmann Lesebuch

Zusammengestellt vom Autor
und mit einem Nachwort von Gerd Puls



Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 91

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek
hg. im Auftrag der Nyland-Stiftung, Köln, und in
Verbindung mit der Literaturkommission
für Westfalen
von Walter Gödden

Band 91

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese
Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <https://portal.dnb.de/> abrufbar.

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei ge-
bleichtem und alterungsbeständigem Papier.

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk sowie einzelne
Teile desselben sind urheberrechtlich geschützt. Jede
Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen
Fällen ist ohne vorherige schriftliche Zustimmung des
Verlages nicht zulässig.

Bücher der Nyland-Stiftung, Köln,
im Aisthesis Verlag
www.aisthesis.de

© 2020 Nyland-Stiftung, Köln
Umschlaggestaltung: Robert Ward
ISBN: 978-3-8498-1547-9
Druck: docupoint, Barleben

Inhalt

Weshalb sonst	7
Na Sohnemann	8
Auszug aus »Angonoka«	10
Immerhin jener	38
Gefährlicher Sieg	39
Ruhr	47
Auszug aus »Saitenwechsel«	48
Rottstraße, Kamen. Eine Ballade	54
Auszug aus »Die Schattenboxer«	57
Nie zu vergessen	73
Auszug aus »Leere Tage«	74
Frisörbesuch	89
Der Blick zum Fenster	93
Der Vorwärtsfahrer	94
Alles in Ordnung	99
Auszug aus der Novelle »Die lange Reise des Herrn Balzac«	115
Das Lied an den Schmetterlingsquellen	144
Paris, Les deux Magots	155
Nachwort	158
Textnachweise	164

Weshalb sonst

Greif nach den Sternen, weshalb
sonst bist du gekommen
auf die Welt, übersteigere
dich selbst, nimm Anteil

an dem, was dir noch fehlt und
hol es in dein Leben
Reich sollst du werden, reich
an Gedanken, reich an Gefühlen

zu den deinen, zu denen
die es geworden sind, zu denen
die es noch werden, denk dich
hinaus über den Ort, dahin

Geburt dich stellte, greif
nach den Sternen
übersteigere dich selbst
oder willst du verdorren

bei Fahrradfahrten am Kanal
immer geradeaus auf
ausgefahrener Strecke, auf
vertrockneter Spur, kein Weg

nach links, keiner nach
rechts, immer geradeaus
der Lehmspur folgend, aus der
nichts Grünes sprießt

immer gefangen im ach so
Kleinen. Vorgegebene Bewegung
geradeaus und doch immer nur
zurück zu trockenem Leben.

Greif nach den Sternen, oder willst
du verharren, wohin Geburt
dich stellte? Sie handelt aus Zufall
du handelst bewusst.

Na Sohnemann

Da ist ein Bild, ganz tief in mir gespeichert, das mich nicht loslässt mein Leben lang. Ich bin noch Kind, nicht mal zehn Jahre alt. Die Schule ist aus, wir spielen Fußball auf dem großen, freien Platz, dem Kamener Schützenhof, direkt vor unserer Haustür. Wir wollen Tilkowski werden, Fritz Walter oder dieser neue, dieser Uwe Seeler. Wir spielen selbstvergessen, eingetaucht in eine Welt, die ganz uns gehört und niemand sonst. Und wenn wir im Spiel auch erbitterte Gegner sind, sind doch vor allem eines, nämlich Freunde, teilweise bis heute.

Wenn die Glocken der Pauluskirche mit dem schiefen Turm dreimal läuten, schaue ich hinüber zum Ende des Platzes, von dem aus man die Geschäftsstraße unserer Stadt erreichen kann. Die alte Politz hat dort an der Ecke ihr Kiosk. Sprudel können wir dort kaufen, wenn wir völlig verschwitzt sind und vor allem die Tüten mit den Fußballbildern.

»Die Politz«, sagt meine Oma, »ist deine Sparkasse.« Gleich, um kurz nach drei, das weiß ich, wird mein Vater dort auftauchen. Er ist Bergmann und kommt immer gegen drei Uhr von Zeche Heeren mit dem Bus nach Hause. Wenn ich ihn dann sehe, unterbreche ich mein Spiel, laufe hin zu ihm und merke, wie er lächelt, wenn er mich entdeckt.

»Na Sohnemann«, sagt er, wenn ich ihn erreiche und streichelt mir über den Kopf. Immer nur dies, na Sohnemann, dazu das Streicheln mit der Hand und sein Lächeln. Sonst nichts.

Ein paar Schritte gehe ich neben ihm her, fasse ihn an der Hand, dann renne ich zurück zum Fußball, wo meine Freunde, deren Väter auch Bergleute sind, auf mich warten.

Meine Mutter, das weiß ich, wartet schon mit dem Essen auf ihn, Gemüse, Kartoffeln aus dem Garten hinter unserem Haus, wir haben nicht viel Geld für Lebensmittel. Und anschließend, wenn er gegessen hat, raucht er Zigaretten in der Küche, zwei, drei. Immer zu viel. Er sitzt dann weit vorgebeugt auf seinem Stuhl, raucht und stöhnt zwischendurch leise. Ein tief erschöpfter Mann, für den die Arbeit vor Kohle viel zu schwer ist. Kaufmann hatte er gelernt, aber keine Arbeit gefunden, bis er dann dahin gekommen war, wohin alle Väter meiner Freunde im Ruhrgebiet gekommen waren. In den Pütt oder ins Loch, wie meine Mutter immer sagte.

Dieses Bild begleitet mich, mein Vater, wenn er von der Zeche kommt, wenn ich ihn begrüße und er nach Hause geht. Und unser selbstvergessenes Spiel mit meinen Freunden. Eine Kindheit geprägt von Liebe und Begrenztheit.

Manchmal, wenn ich durch unser Haus lief, hielt meine Oma mich fest.

»Mach mal den Mund auf«, sagte sie und schaute auf die Zahnlücke zwischen meinen Schneidezähnen.

»Du kommst noch mal weit rum in der Welt«, sagte sie dann.

»Warum komme ich weit rum, Oma?«

»Wer so eine große Zahnlücke hat, der kommt weit rum«, antwortete sie.

Was das eine mit dem anderen zu tun hat, habe ich damals nicht verstanden und weiß es bis heute nicht, aber meine Oma hat recht gehabt. Ich bin in vielen Ländern gewesen und habe dort teilweise sogar Vorträge über deutsche Literatur und Lesungen gehalten, in Ländern, die sie sich gar nicht vorstellen konnte.

Den Platz meiner Kindheit gibt es noch, er sieht ganz anders aus als zu meiner Zeit. Vierstöckige Gebäude, Flachdach, unten Geschäftsräume, darin inzwischen viele Leerstände, darüber Wohnungen. Zwei Bäume stehen noch aus meiner Kindheit, zwei Bäume. Eine Platane, die zum Schulhof unserer Schule gehörte, die direkt neben dem Schützenhof lag, und eine Kastanie, die im Garten des Pfarrhauses, der Schule gegenüberstand. Ich habe ein Gedicht über diese letzten Zeugen meiner Kindheit geschrieben.

In diesem Bild lebt die Liebe meiner Eltern fort, die mir Kraft gab, große Schritte zu gehen und die Enge, die mich umgab, zu überwinden. Doch da ist auch die Trauer, dass sie, meine Mutter und mein Vater, die eine Begrenztheit, die geographische, nur sehr spät und auch das nur ein wenig, überwinden konnten. In dem anderen, in ihrer Liebe, aber waren sie grenzenlos.

Auszug aus »Angonoka«

1. Als am Montagnachmittag das Telefon klingelte, überlegte Bernhard Völkel einen Moment lang, ob er abnehmen sollte. Er hatte sich in den letzten Wochen angewöhnt, auf Anrufe nach Lust und Laune zu reagieren. Es gab in seinem Leben nichts, das von besonderer Wichtigkeit, geschweige denn von Bedeutung war, deshalb konnte er tun und lassen, was er wollte. Zum Beispiel konnte er das Klingeln des Telefons überhören. Schließlich griff er aber doch zum Hörer.

»Hallo, hier ist Jürgen!«, hörte er eine Stimme.

Welcher Jürgen, dachte Völkel und kam im selben Moment darauf, als die Stimme ihn aufklärte.

»Jürgen Wolter.«

Klar, Jürgen Wolter, wer sonst? Sein ehemaliger Kollege, mit dem zusammen er bei der Dortmunder Kripo gearbeitet hatte. Allerdings nur die letzten zwei, drei Jahre, denn Wolter war lange Zeit Bezirkspolizist im Dortmunder Norden gewesen, dem Problembereich der Stadt mit Bewohnern aus aller Herren Länder. Wolter hatte die schwierige Arbeit gern gemacht, er liebte das bunte, manchmal chaotische Leben in diesem Stadtteil, kannte alle möglichen Leute und hatte der Kripo bei schweren Fällen manchen guten Tipp gegeben. Zuletzt war aber auch er aufgerieben gewesen und in den Innendienst versetzt worden. Dort hatten sie Büro an Büro gearbeitet und nach Völkels Pensionierung den Kontakt nie ganz abreißen lassen.

»Hallo Jürgen, was gibt's?«

»Ich habe was mit dir vor«, antwortete Wolter geheimnisvoll.

Oh Gott, was hatte das jetzt zu bedeuten? Überraschungen liebte Völkel auch nicht mehr, sie lösten jedes Mal Unruhe in ihm aus. Das war die Eigenschaft, an der er am deutlichsten spürte, älter geworden zu sein.

»Du bist doch ein Tierfreund«, fuhr Wolter fort, »und hast Ahnung von exotischen Tieren.«

Seit wann habe ich Ahnung von exotischen Tieren, fragte sich Völkel. Er ging gerne in den Dortmunder Zoo, sah sich dort die Tiere an, aber Ahnung, richtig Ahnung von Tieren hatte er deshalb noch lange nicht. Wie kam Wolter bloß auf so eine Idee?

»Ich weiß jetzt nicht, wie du das meinst«, antwortete er.

»Na hör mal! Neulich, als wir bei dir zum Skat waren, hat man dir doch die Liebe zu diesem Tier im Käfig deutlich angesehen. Richtig stolz bist du gewesen, als du es uns gezeigt hast.«

Ach, das meinte Wolter, jetzt verstand Völkel ihn. Ja, beim letzten Skat mit Wolter und Hugo, einem Freund

aus seiner Stammkneipe, hatte er noch sein Pflögetier gehabt. In einem Terrarium auf dem Sideboard hatte es gestanden. Und wenn Wolter den Eindruck gewonnen hatte, dass Völkel Ahnung von Tierhaltung hatte und Stolz darauf verspürte, war das gar nicht falsch. Genau den Eindruck hatte er bei seinen Freunden erwecken wollen, als er die Skatrunde ausrichtete. Sie sollten glauben, dass er froh war, dieses Tier in seiner Wohnung zu haben, dabei sah es zu der Zeit in seinem Innern längst anders aus.

Es war nämlich gar nicht sein Tier gewesen, das er ihnen gezeigt hatte, Enkel Patrick hatte es ihm gebracht. Und auch dem gehörte es nicht, sondern er hatte es für vier Wochen zur Pflege übernommen. Von sich aus wäre Völkel nie auf die Idee gekommen, so ein Tier zu halten. Aber da waren ganz unverhofft seine Tochter Kathrin und Patrick gekommen. Völkel hatte vom Fenster aus beobachtet, wie der Wagen unten hielt, wie die beiden ausstiegen, den Kofferraum öffneten und zu seiner Überraschung einen großen gläsernen Kasten herausholten. Er hatte noch gesehen, wie sie darum stritten, wer den Kasten tragen durfte, aber Kathrin hatte nicht geduldet, dass Patrick das übernahm. Der Käfig war auch viel zu groß für seine kurzen Ärmchen.

Kurz darauf standen sie in seiner Wohnung, und Völkel wusste gar nicht, wen er zuerst anschauen sollte. Patrick, der wieder ein Stückchen gewachsen war, sechs Jahre alt war er inzwischen. Oder Kathrin, die ihn genervt, fast aggressiv anblickte. Völkel fragte sich unwillkürlich, was er denn verbrochen hatte. Oder was es mit diesem merkwürdigen Tier in dem Terrarium auf sich hatte, das Kathrin einfach auf den Boden stellte. Eine sandfarbene Echse befand sich darin, wie er sie bisher nur aus dem Zoo kannte.

Nanu, was hatte das denn zu bedeuten? Und dazu Kathrins Gesichtsausdruck!

Er entschloss sich, erst mal keine Fragen zu stellen und die beiden in den Arm zu nehmen. Bei Kathrin glaubte er, eine leichte Abwehrhaltung zu verspüren.

Schön, dass ihr mal wieder zu mir kommt, wollte er gerade rufen, aber Kathrin ließ ihm keine Zeit dazu.

»Patrick, geh mal in Opas Arbeitszimmer. Du weißt ja, wo da deine Spielsachen stehen.«

»Ich will aber bei Opa sein.«

»Du hast gehört, was ich gesagt habe.«

Mein Gott, so kannte Völkel sie gar nicht. Patrick wohl auch nicht, denn er trollte sich ohne weiteren Kommentar, blickte aber, bevor er das Zimmer verließ, zweimal fragend zu seinem Opa hinüber. Völkel sah es und es tat ihm weh, ihm nicht helfen zu können. Aber er traute sich einfach nicht, Kathrin zu widersprechen. Sie war äußerst gereizt und er wollte keinen Krach mit ihr. Nein, mit Kathrin, die immer zu ihm hielt, wollte er sich auf keinen Fall streiten. Außerdem stand in seinem Arbeitszimmer wirklich reizvolles Spielzeug bereit, mit dem Patrick gerne spielte. Bauklötze, eine Sammlung von Plastiktieren, Spielzeugautos mit einer Rennbahn. Völkel hatte das alles gekauft, damit Patrick sich wohl fühlte bei ihm. Und ein bisschen sollte es auch als Lockmittel dienen. Völkel freute sich jedes Mal, wenn sein einziger Enkel zu Besuch kam.

»Komm, setz dich«, sagte Völkel, als Patrick das Zimmer verlassen hatte. »Ich koche uns einen Kaffee, dann erzählst du mir, was los ist.« Er hatte längst gespürt, dass Kathrins Gewitterlaune mit dem Tier zusammenhing.

»Nein, lass das mit dem Kaffee. Erst muss ich was mit dir klären.«

Völkel setzte sich neben sie. Er sah, dass sie erst mal durchatmen musste, bevor sie anfangen konnte.

»Das ist eine Bartagame«, sagte sie dann und zeigte auf das Terrarium, »die stammt aus Australien. Es gibt mehr Leute als man glaubt, die sich so ein Tier halten.«

Bartagame, den Namen hatte Völkel noch nie gehört. Aber er antwortete nichts, sondern nickte nur. Es war besser, Kathrin ausreden zu lassen und alles zu vermeiden, was sie noch mehr reizen konnte, glaubte er.

»An sich habe ich ja nichts gegen das Tier«, fuhr sie fort, »aber weißt du, wie viel Arbeit das macht? Ich habe das am Anfang auch unterschätzt. Die Temperatur im Terrarium muss stimmen. Dann muss gesäubert werden, dann braucht das Tier sein Futter, frischen Salat, auch Insekten, die man nur in speziellen Tierhandlungen kaufen kann.«

Sie stöhnte und wischte sich mit der Hand über die Stirn.

»Und das zwischen all meinem Stress im Büro und Patricks Betreuung. All die Fahrten, die ich seinetwegen machen muss. Zu seinen Freunden, zum Kindergarten, zu seiner Turngruppe. Ich weiß nicht, wie ich das schaffen soll.«

Kathrin startete vor sich auf die Tischplatte. Völkel bemerkte erst jetzt, dass sie nicht nur gereizt, sondern auch müde aussah.

»Aber wieso habt ihr euch dann so ein Tier angeschafft?« Er konnte seine Frage nicht länger unterdrücken.

»Haben wir doch gar nicht. Patrick hat dafür gesorgt, dass das Tier bei uns ist, einfach so, ohne mich zu fragen. Es gehört seinem Freund Michael und weil dessen Mutter für eine Operation ins Krankenhaus muss, hat er Patrick gefragt, ob er das Tier übernehmen kann. Bei seinen Großeltern, wo er für ein paar Wochen wohnen muss, ist kein Platz.«

Sie atmete tief ein.

»Stell dir das vor! Plötzlich steht Michaels Mutter vor der Tür, das Terrarium unter dem Arm und sagt, wie sehr sie sich freue, dass wir bereit seien, das Tier für vier Wochen zu übernehmen. Es würde ihr die schwere Zeit im Krankenhaus erleichtern, wenn sie es in guten Händen

wisse. Ich habe zuerst geglaubt, die spinnt, aber dann sah ich Patricks verlegenen Blick. Und dann, dann war ich ...«

Sie brach ab.

»Dann warst du zu feige, der Frau die Wahrheit zu sagen.«

Sie nickte und ließ den Kopf hängen. Völkel drehte sich um und bemerkte, dass sich etwas im Türrahmen bewegte. Also stand Patrick hinter der Tür im Flur und bekam jedes Wort mit.

Jetzt war er gefordert, merkte er, jetzt musste er etwas unternehmen.

»Nun mach dir doch keine Sorgen«, rief er. »Dann übernehme ich so lange das Tier, ich habe doch Zeit, mich darum zu kümmern. Das ist doch gar kein Problem.«

Es war nicht schwer zu erraten, dass Kathrin genau diesen Vorschlag von ihm erhofft hatte.

Patrick kam jubelnd ins Zimmer gestürmt und umarmte ihn.

»Danke, Opa!«

Völkel spürte, welche Last auch ihm vom Herzen gefallen war. Wahrscheinlich hatte er schon tagelang Krach mit seiner Mutter gehabt.

Danach wurde es doch noch eine schöne Begegnung. Kathrin kochte Kaffee und deckte den Tisch, während Völkel Kuchen aus der Bäckerei gegenüber besorgte.

Schon am nächsten Tag hatte Völkel die Last gespürt, die er da auf sich geladen hatte. Er fühlte sich nicht mehr so frei wie sonst. Bei allem, was er tat, musste er an die Agame denken. Ob sie Futter brauchte, ob mit dem Terrarium alles in Ordnung ist, ob die Temperatur stimmte und überhaupt. Mit jedem neuen Tag empfand er das Tier als stärkere Belastung, die ihn nervte. Nach außen hin ließ er sich davon aber nichts anmerken. Wenn Patrick oder Kathrin anriefen, schwärmte er, was für ein reizvolles Tier das sei und wie stolz es ihn mache, darauf

aufpassen zu dürfen. Und bei Besuchen zeigte er mit schwärmerischen Worten die Agame vor, die die Menschen hinter der Glasscheibe neugierig anzuschauen schien.

Wolter war derjenige gewesen, der am meisten zu begeistern war.

»Mann, so ein seltenes Tier«, hatte er ein paar Mal gerufen, war von der Skatrunde aufgestanden und zum Terrarium gelaufen, »das muss ja Freude machen, es um sich zu haben.«

Völkel hatte genickt, gelächelt und gedacht: Glaub du ruhig daran. Ich kenne inzwischen den Unterschied zwischen einem Zootier und einem, auf das man selber aufpassen muss. Aber warum soll ich nicht ein bisschen Lob einheimsen, schließlich habe ich ja auch die Arbeit damit.

Wenn Wolter jetzt anrief und ihn für einen Tierfreund hielt, hatte er ihm die Showveranstaltung abgenommen. Die Bartagame war übrigens seit gut einer Woche wieder in Düsseldorf, nicht bei Patrick, sondern bei seinem Freund Michael, dessen Mutter die Operation überstanden hatte. Völkel hatte sich nichts von seiner schlechten Laune anmerken lassen, als Kathrin und Patrick das Tier abholten. Im Gegenteil, er hatte geschwärmt, wie schön es mit der Agame gewesen sei und dass er gerne auf sie aufgepasst hätte. Patrick hatte ihn in den Arm genommen und festgedrückt.

»Danke, dass du auf sie aufgepasst hast«, hatte er gesagt. Kathrin hatte ihn prüfend angeschaut, er war sich nicht sicher gewesen, ob sie sein Spiel durchschaut hatte.

Wolter jedenfalls hatte es jedenfalls nicht durchschaut, wie er jetzt merkte. Der hatte Völkel alles abgenommen, was er gesagt hatte.

»Mann, du hast doch Ahnung von exotischen Tieren«, rief er jetzt in den Hörer. »Wer so ein Tier wie diese

Echse pflegen kann, muss ja ein Fachmann sein. Wie heißt dieses Tier noch mal?»

»Bartagame.«

»Genau. Guck, du kannst dir solche komischen Namen sogar merken, mir entfallen sie sofort.«

Völkel ging die Lobhudelei langsam auf die Nerven.

»Was ist denn los, Jürgen? Was willst du von mir?«

»Was los ist, müsstest du am besten sehen können. Vor mir auf dem Schreibtisch steht nämlich ein Karton und darin krabbelt eine Schildkröte. Ein bisschen Heu ist darin und ein paar Blätter Kopfsalat. Aber wir wissen nicht, ob das das richtige Futter für sie ist.«

»Eine Schildkröte?«, fragte Völkel. »Habt ihr da jetzt eine neue Stellenausschreibung? Robuster Kollege, hart gepanzert, für besondere Einsätze bei der Kripo gesucht?«

Wolter lachte. »Ja, wenn ein Fremder in mein Zimmer kommt, könnte der das wirklich denken. Aber zur Lösung unserer Fälle kann das arme Tier nichts beitragen. Wir haben es zufällig gefunden, in einem Wäldchen bei Dortmund-Kurl. Wir haben da einen Tatort abgesucht. Eigentlich sollte nur die nähere Umgebung überprüft werden, aber ein junger Kollege hat es ganz genau genommen und ist weit vom Tatort entfernt in den Wald gelaufen. Da hat er zwar keine Spuren gefunden, aber die Schildkröte.«

»Was war das denn für eine Tat?«

»Da ist ein Mann ermordet worden. Willst du wirklich mehr davon wissen?«

Völkel überlegte einen Moment lang.

»Ne, lass mal, ich bin ja raus. Mit solchen Taten habe ich nichts mehr zu tun.«

Es stimmte. Mehr als ein Verbrechen, ganz gleich welches, interessierte ihn wirklich die Schildkröte.

»Mensch, das ist ja eine Schweinerei«, sagte er. »So ein Tier einfach auszusetzen, das kann doch in Dortmund

gar nicht überleben. Das kann doch nur einer tun, der kein Herz für Tiere hat.«

»Das glaub ich auch«, antwortete Wolter. »Der letzte Winter war eiskalt und Schildkröten brauchen Wärme. Kalte Tage würde sie garantiert nicht überleben. Und die Nächte sind jetzt schon kalt.«

»Was sich die Leute dabei denken!«

»Es kann auch sein, dass sie irgendwo ausgerissen ist«, wandte Wolter ein.

»So ein langsames Tier? Das geht doch gar nicht.«

»Die sind schneller als du denkst, unterschätze die nicht.«

Na gut, dann waren sie eben schnell. Und dann hatte sie keiner ausgesetzt, sondern sie war ausgerissen. Aber was hatte das mit ihm zu tun? Wieso rief Wolter ihn deshalb an? Plötzlich dämmerte es ihm. Mensch, der wollte genau das von ihm, was Kathrin auch gewollt hatte. Völkel sollte schon wieder als Auffangstation für verstoßene Tiere dienen. Wolters nächster Satz überraschte ihn deshalb nicht mehr.

»Kannst du sie nicht übernehmen? Du hast Ahnung davon und außerdem ein Herz für Tiere. Weshalb sonst rennst du dauernd durch den Dortmunder Zoo?«

Was war das für eine Formulierung? Im ersten Moment wollte Völkel widersprechen. Wieso sagte er, dass Völkel dauernd im Zoo sei und dann auch noch dort rennen würde? Er spazierte gerne durch den Zoo, das stimmte. Er genoss dabei die Natur und den Anblick der Tiere. Wolter tat ja gerade so, als wüsste Völkel nichts mit seiner Zeit anzufangen und verplempere sie bei seinen Zoo-besuchen. Aber egal, was brachte das? Ganz unschuldig daran, dass Wolter ihn so einschätzte, war er ja nicht.

Er dachte einen Moment lang nach. Sollte er wieder ein Tier in seiner Wohnung halten, das seinen Bewegungsraum einschränkte und das nicht nur für ein paar Wo-

chen, sondern dauerhaft? Sollte er sich das wirklich zumuten? Dann dachte er an das arme Tier, das da in einem Karton auf Wolters Schreibtisch rumkrabbelte. Eine artgerechte Haltung war wirklich etwas anderes. Er könnte sich einen Käfig besorgen, überlegte er, und im Sommer könnte er die Schildkröte auf dem Rasen hinter dem Haus laufen lassen. Aber vielleicht würde er sie bis dahin gar nicht mehr haben. Vielleicht würde ihm noch eine bessere Lösung einfallen. Irgendwer, dem er mit dem Tier eine Freude bereiten konnte und der es pfleglich behandeln würde, könnte es bis dahin übernehmen. »Ist gut«, sagte er, »dann bring mir das Tier. Ist ja auch eine kleine Hilfe für euch, für meine alten Kollegen.«

Wolter atmete hörbar auf.

»Das ist gut, danke, Bernhard. Als Täter kommt sie ja nicht in Frage und als Zeuge auch nicht. Dafür war sie viel zu weit vom Tatort entfernt. Also ist es gut, wenn sie aus der Dienststelle verschwindet.«

Er lachte, Völkel konnte ihm folgen. Worauf habe ich mich da eingelassen, dachte er. Immer meine verdammte Gutmütigkeit!

2. Er war erst hierher gegangen, als es schon völlig dunkel war. Jetzt, im beginnenden Herbst, war das gegen acht Uhr. Er brauchte kein Tageslicht, um diesen Ort zu finden, denn er kannte den Weg genau. Obwohl er sicher war, dass sich um diese Uhrzeit kein Mensch an diesen Platz verirren würde, hatte er doch ein paar Mal kurz innegehalten und gelauscht. Nein, es war niemand in der Nähe gewesen und das Rascheln im Gebüsch, das er kurz hörte, musste von einem Tier stammen, das im nächsten Moment verschwunden war.

Vorhin, als er sich über die Hauptstraße näherte, war ein Mann mit einem Hund an der Leine vorbeigegangen. Auch dem hatte er sich nicht gezeigt, sondern sich

schnell hinter einen Baum gestellt und den Mann vorbeigehen lassen. Nur der Hund hatte kurz in seine Richtung geknurr, sich dann aber von einem Geruch im Gras ablenken lassen. Es war wichtig, dass er nicht auffiel und niemand ihn hier sah, der sich später an ihn erinnern konnte.

Jetzt wartete er am vereinbarten Ort, dem Gebüsch am Waldweg, gar nicht weit entfernt von der Hauptstraße. Das war genau der richtige Ort so, denn dann konnten sich die anderen schnell mit ihrem Auto nähern, konnten die Sache mit ihm abwickeln und genauso schnell wieder verschwinden.

Auch die sollten ihm nicht ins Gesicht sehen können, deshalb hatte er wieder die Kappe aufgesetzt und sie tief ins Gesicht gezogen. Das gab ihm zwar einen prolohaften Anstrich, den er sonst um jeden Preis vermied, aber in einer Situation wie dieser ging das nicht anders. Niemand von den anderen sollte ihn erkennen können, wenn sie sich zufällig trafen. Er wollte unentdeckt bleiben.

Nach dem letzten Regen war der Boden längst wieder abgetrocknet, so dass er keine Sorgen haben musste, in ein Matschloch zu treten.

Seine Augen gewöhnten sich an die Dunkelheit, so dass er die Umrisse der Bäume und Sträucher nicht nur erahnte, sondern immer deutlicher vor sich sah. Gut so, gleich würde es wichtig sein, alles unter Kontrolle zu haben. Und dazu gehörte auch, dass er alles um sich herum sah.

Ja, er war vorsichtig. Das musste er auch sein, denn er wollte mit dem, was er hier trieb, bei niemandem auffallen. Auf gar keinen Fall wollte er das, niemand sollte von seinem Geheimnis wissen. Und bisher war auch alles gut gegangen. Verdammt gut sogar. Er nickte unwillkürlich. Ja, er konnte zufrieden sein. Zufrieden vor allem deshalb, weil er das, was hier geschah, für sein Leben

brauchte. Jedenfalls für die Form von Leben, die er für lebenswert hielt. Er wollte es nicht verlieren, dieses Leben, das er seit ein paar Jahren führte. Und ohne die Treffen, die hier stattfanden, würde das nicht gelingen. Ganz aus sich heraus, das würde er zwar niemals zugeben, aber es war ihm natürlich bewusst, würde er es nicht schaffen.

Trotzdem, jedes Mal, wenn es zur Begegnung kam, war er wieder aufgeregt. So sehr er sich auch anstrengte, er bekam seine Nerven dann einfach nicht in den Griff. Richtig routiniert, merkte er daran, war er immer noch nicht. Aber vielleicht war das auch gar nicht möglich, bei diesen Dingen routiniert zu werden.

Der vereinbarte Zeitpunkt war gekommen, er spürte es, ohne auf seine Uhr mit den Leuchtziffern zu blicken. Er starrte den Weg hinunter zur Hauptstraße, aber von dort näherte sich kein Auto. Überhaupt war alles ruhig, nur ein Vogel schrie plötzlich auf. Wahrscheinlich eine Eule, vermutete er, aber bei diesen Tieren kannte er sich nicht aus. Danach war es wieder totenstill.

Er lief ein Stück weiter in den Wald hinein, weil er spürte, dass er nur durch Bewegung seine Anspannung lösen konnte. Dann drehte er um und ging langsam zurück. Gerade in dem Moment, als er wieder sein Versteck erreichte, bog ein Wagen in den Waldweg ein. Na also, da waren sie ja. Und sogar fast pünktlich.

Wie gebannt starrte er auf die beiden Lampen, die sich langsam näherten. Als einmal kurz aufgeblendet wurde, suchte er Schutz hinter dem Gebüsch, obwohl es unwahrscheinlich war, dass der Fahrer ihn sehen konnte. Aber er wollte, bevor er sich zeigte, sicher sein, dass sie es waren und kein anderer.

Die anderen wollten offensichtlich auch sicher sein, dass sie den Richtigen trafen. Langsam, fast tastend kam der Wagen näher. Das Motorgeräusch war kaum zu vernehmen.

Als der Wagen den Waldrand erreichte, blieb er abrupt stehen. Im nächsten Moment erloschen die Lichter. Die Stille, die jetzt eintrat, war beängstigend. Wie zwei Raubtiere, die sich gegenseitig belauerten, kam ihm die Situation vor.

Dann hielt er es nicht mehr aus, trat aus seinem Versteck, hob den Arm und winkte. Im nächsten Moment blendeten die Scheinwerfer auf, um sofort wieder zu erlöschen. Langsam rollte der Wagen näher und hielt kurz vor dem Gebüsch. Er konnte sehen, dass es der verrostete Bulli war, den er schon kannte. Wieder ein Moment beängstigender Stille, dann hörte er, wie eine Autotür geöffnet wurde.

Angestrengt startete er hinüber, um zu sehen, ob jemand ausstieg. Ja, da stand jemand auf dem Weg und kam näher. Endlich erkannte er ihn. Es war der, mit dem er sich schon ein paar Mal getroffen hatte. Nur beim letzten Mal nicht, da war ein deutlich jüngerer Mann gekommen. Der andere hätte etwas zu erledigen, hatte ihm der Jüngere bestellen lassen. Na, dann war das ja inzwischen erledigt.

Er war froh, dass es dieser Mann war, obwohl er den Typen nicht mochte. Das kantige Gesicht war stets unrasiert, in seinem Blick lag etwas Lauerndes. Aber bisher war alles gut gegangen bei ihren Geschäften, das gab ihm Sicherheit.

Er sah, dass der andere den Korb in der Hand hielt. Der Korb, wegen dem er gekommen war und um den sich alles drehte.

Sie standen einander gegenüber und sagten kein Wort. In den Augen des anderen blitzte es.

»Erst das Geld, dann der Korb«, sagte er endlich.

Er kannte das inzwischen. Der Typ grüßte nicht, wenn sie sich trafen, er verlor auch kein einziges persönliches Wort. Bei ihm war alles auf den Zweck des Treffens ausgerichtet und auf nichts anderes.

Er fand das gut so. Was sollten sie auch groß miteinander reden? Es gab keine Beziehung zwischen ihnen, außer jener, weshalb sie hier zusammen kamen. Deshalb brachte es auch nichts, über die Forderung des anderen verhandeln zu wollen. Der Typ würde sich sowieso nicht darauf eingehen. Also nickte er, griff er in seine Jackentasche und holte den Umschlag mit dem Päckchen Scheine heraus, die er schon vorher abgezählt hatte.

Während er ihm den Umschlag entgegenstreckte, achtete er genau darauf, was der andere machte. Auf jede Bewegung kam es jetzt an, das wusste er. Ja, der Typ streckte ebenfalls den Arm vor und hielt ihm den Korb hin. Also plante er keine Tricks, also würde es laufen wie immer.

Ein Glücksgefühl durchströmte ihn. Ja, die Sache war prima. Sie war gut eingefädelt, sie war lukrativ und vor allem war sie sicher, sah man von ein, zwei kritischen Momenten ab, die sich beim besten Willen nicht vermeiden ließen. Wie vor allem hier die Begegnung im Wald, die Übergabe. Aber da lief auch diesmal alles glatt, genau wie sonst. Der Typ musste nur noch den Umschlag einstecken, er selbst musste den Korb übernehmen und dann ...

Tatsächlich nahm ihm der Typ jetzt den Umschlag ab, in seinen Augen blitzte es, während er ihn öffnete und mit einer Hand hinein fuhr. Der Kontrollgriff schien ihm zu genügen, denn er nahm keine Scheine heraus, um sie zu zählen. Er schien sicher zu sein, dass die vereinbarte Summe darin war, deshalb ließ er sich bereitwillig den Korb abnehmen.

Jetzt musste auch er kontrollieren, ob alles damit stimmte. Er zog eine kleine Taschenlampe aus der Hosentasche, hob den Deckel hoch und leuchtete hinein. Zuerst glaubte er, sich versehen zu haben. Einmal, zweimal fuhr er mit dem Lichtkegel durch den Korb, dann war er sich sicher.

»Hey, das ist nur die halbe Ladung! Willst du mich verarschen? Bisher habe ich immer das Doppelte für mein Geld bekommen!«

Der andere grinste.

»Diesmal geht es nicht anders, es hat Komplikationen gegeben.«

Er hörte deutlich die raue Stimme mit dem unverwechselbaren Akzent.

»Komplikationen? Was denn für Komplikationen?«

»Komplikationen eben. Welche genau geht dich nichts an.«

»Das war aber nicht abgestimmt mit mir. Das hätte ich vorher wissen müssen.«

»Dann weißt du es eben jetzt.«

Er war ratlos. Gleichzeitig spürte er, wie sich Ärger in ihm breit machte. Der andere schien es zu bemerken, aber es beeindruckte ihn nicht. Er war deutlich größer als er, fühlte sich sicher und grinste nur.

»Wenn du die volle Ladung haben willst, musst du noch mal so viel Geld bringen. Dann treffen wir uns morgen wieder hier.«

»Das ist Erpressung.«

Das Grinsen des anderen wurde noch breiter.

»Nenn es, wie du willst, das ist mir egal.«

Verdammt, sein Ärger steigerte sich zur Wut. Es war vor allem die Hilflosigkeit, dem anderen wehrlos ausgeliefert zu sein, die das bewirkte. Von so einem, dachte er dann, ließ er sich doch nicht die Bedingungen diktieren. Nicht von dieser Verbrechervisage und auch nicht von den anderen, die bei ihm mitmachten.

»Dann steige ich eben aus«, rief er. »Dann kannst du zu sehen, wie du deine Ware loswirst.«

Jetzt lachte der andere sogar. »Du und aussteigen?«

Mit zwei, drei raschen Schritten kam er auf ihn zu und packte ihn an den Kragen. Seine Kappe rutschte ihm dabei in den Nacken und gab das Gesicht frei.

»Glaubst du wirklich, dass das so einfach geht? Dann pass mal auf, was jetzt passiert.«

Mit ebenso raschen Schritten ging er zu seinem Auto und stand im nächsten Moment wieder vor ihm. Er hielt etwas in der Hand, etwas Schwarzes, das er im ersten Moment nicht erkennen konnte. Nein, es war keine Waffe, Gott sei Dank war es das nicht. Aber beruhigen konnte er sich deshalb nicht, denn im nächsten Moment erkannte er, was der Typ da in der Hand hielt. Eine Kamera war das! Eine große Kamera, mit der man vermutlich gestochen scharfe Fotos machen konnte. Tatsächlich hob er sie jetzt vor sein Gesicht und im nächsten Moment blitzte es. Unwillkürlich riss er den Arm hoch, um sein Gesicht zu verdecken oder wenigstens die Kappe runter zu ziehen, aber er wusste natürlich, dass es vergeblich war. Der andere hatte ihn fotografiert. Als er die Hand wieder senkte, blitzte es noch einmal.

Der andere starrte jetzt auf das Display, drückte einen Knopf und lachte.

»Du siehst gut aus«, sagte er, »nein wirklich, du bist prima getroffen. Sogar beide Male. Willst du mal sehen?« Nein, er wollte es nicht sehen. Er wollte überhaupt nicht, dass die Situation hier so weiterging. Er wollte weg hier, so schnell wie möglich.

»Was glaubst du, wie viele Leute sich für so ein Foto interessieren dürften? Du da, wunderbar getroffen und dann noch mit dem Korb in der Hand.«

Er kam einen Schritt auf ihn zu.

»Ich könnte mir viele vorstellen, die sich dafür interessieren. Die Polizei zum Beispiel, aber auch dein Chef. Und vielleicht auch deine Frau oder weiß die davon, was du hier treibst?«

Wieder zeigte er sein überhebliches Grinsen.

»Vermutlich weiß sie es, denn es sind ja genug Spuren in deinem Haus zu finden.«

Verdammt, was wusste der von seinem Privatleben? Es war nicht ausgemacht, dass er und seine Leute darin herumschnüffelten. Die Dinge sollten getrennt bleiben. Sein Privatleben hatte nichts mit dem zu tun, was er hier machte. Oder fast nichts. Jedenfalls durfte niemand von diesen Treffen erfahren, niemand! Um Gottes Willen, wenn das doch geschähe, wäre alles aus. Sein ganzes Leben hing daran, dass es nicht rauskam. In ihm tobte eine Wut, wie er sie noch nie gespürt hatte.

Er blickte sich um, als könnte der Wald ihm einen Hinweis darauf geben, was er jetzt tun sollte. Ein lächerlicher Gedanke, wie er selber fand, bis er plötzlich den Ast neben dem Weg entdeckte. Einen Moment lang zögerte er noch, dann wunderte er sich selbst, wie schnell er ihn in der Hand hatte.

Nein, seine Begegnungen durften auf keinen Fall bekannt werden. Er musste alles tun, um sie geheim zu halten. Deshalb musste er die Kamera haben und den Chip verschwinden lassen, damit niemand an die Fotos herankam. Etwas anderes zählte jetzt nicht.

Der Typ vor ihm grinste jetzt nicht mehr, sondern blickte ihn mit großen Augen an. Offensichtlich hatte er kapiert, was passieren würde. Er holte aus und schlug so fest zu wie er nur konnte. Der andere hatte erst im letzten Moment versucht, sich wegzuducken, aber da war es zu spät gewesen. Mit voller Wucht traf er ihn am Hals.

»Gib die Kamera raus, verdammter Kerl! Was fällt dir ein, mich zu fotografieren!«

Der andere keuchte, griff mit der rechten Hand zum Hals, hielt mit der linken die Kamera fest und begann zu schwanken. Nach vorn, nach hinten, bis er plötzlich zur Seite wegknickte und mit lautem Stöhnen auf den Weg fiel. Auch jetzt ließ er die Kamera nicht los.

»Du sollst sie mir geben, verdammt noch mal! Hast du nicht gehört?«

Der andere reagierte nicht darauf. Er ließ jetzt seinen Hals los, stützte sich mit der freien Hand ab und begann, sich zu erheben.

Er müsste ihm die Kamera wegreißen, dachte er. Dazu müsste er aber an ihn herantreten, sich bücken und ihm die Kamera wegnehmen. Aber der Kerl hatte Bärenkräfte. Was wäre, wenn der mit seiner freien Hand zu packte, ihn festhielt und fertig machte. Dann käme er nie an die Fotos, dann wäre alles verloren, was er sich aufgebaut hatte in all den Jahren. Nein, er durfte ihm nicht zu nahe kommen, er musste Abstand wahren und noch einmal ...

Der zweite Schlag traf den Typen genau an der Schläfe. Mit einem Seufzer kippte er zur Seite und ließ endlich die Kamera los. Er bückte sich schnell und riss sie an sich. Dann blickte er sich um. Nein, es war niemand in der Nähe, der mitbekommen hatte, was hier passiert war. Auch die Stille, die jetzt eintrat, verriet ihm das. Er war allein hier, niemand hatte ihn bei seiner Tat beobachtet.

Aber jetzt musste er weg von hier, so schnell wie möglich.

Der Kerl lag ausgestreckt auf dem Waldweg. Ob er tot war? Ach was, so leicht stirbt ein Mensch nicht. Er blickte sich um. Der Bulli, ja, der musste weg. Der könnte etwas von dem verraten, was hier stattgefunden hatte. Besser, er verwischte alle Spuren so gut es ging. Er griff nach dem Korb, erwischte den Griff aber nicht richtig, so dass er auf den Boden fiel und der Deckel sich öffnete. Verdammte, er sollte sich besser im Griff haben. Nervosität half jetzt nicht weiter. Schnell machte er den Korb zu und stellte ihn auf den hinteren Sitz des Bullis. Gott sei Dank, der Schlüssel steckte im Zündschloss. Die Kamera hielt er noch immer in der Hand, sie war jetzt das Wichtigste. Dann blickte er sich noch einmal um. Hatte er etwas vergessen? Ja, den Ast! Den müsste

er auch verschwinden lassen, auch er könnte eine Spur sein. Er müsste ihn ein Stück des Weges mitnehmen und dann irgendwo unterwegs rauswerfen, wo er niemandem auffallen würde. Das wäre am einfachsten.

Sein letzter Blick ging zurück zu dem Typen, der noch immer bewegungslos auf dem Waldweg lag. Sollte er hingehen und kontrollieren, was mit ihm los war? Nein, besser nicht. Er konnte jetzt sowieso nichts mehr für ihn tun. Wichtig war nur eins, nämlich zu verschwinden, und zwar so schnell wie möglich. Sollte der Typ sich selber helfen, wenn er sich von den Schlägen erholt hatte.

Er sprang in den Bulli, legte die Kamera auf den Beifahrersitz, den Ast daneben und drehte den Schlüssel im Zündschloss. Der Wagen sprang an. Vorsichtig setzte er zurück und fuhr langsam, sehr langsam rückwärts über den Feldweg, weil er hinter sich nichts sehen konnte.

Ich muss den Wagen nur gerade halten, dachte er, bis zur Hauptstraße macht der Weg keine Kurve. Auf diese Weise lande ich nicht im Feld.

Einmal bremste er kurz und fuhr wieder ein Stück vor, weil er das Gefühl hatte, den Wagen neu ausrichten zu müssen.

Endlich erreichte die Hauptstraße, erst jetzt stellte er das Licht an. Gott sei Dank fuhr kein Auto vorbei. Er schlug den Lenker nach links ein und kam so direkt in Fahrtrichtung. Nach zwei-, dreihundert Metern merkte er, dass sich sein Puls beruhigte. Seinen eigenen Wagen hatte er in weitem Abstand zum Treffpunkt geparkt. Er würde ihn holen, wenn er den Bulli entsorgt und den Ast weggeworfen hatte. Dann würde er seine Ladung dahin bringen, wohin sie gehörte. Die Hälfte war besser als gar nichts. Er drehte sich um und blickte auf den Rücksitz. Ja, da stand der Korb. Ein einfacher alter Flechtkorb. Aber wertvoll. Und wie wertvoll er war durch das, was sich darin befand!

Nach gut einem Kilometer kam ihm zum ersten Mal ein Wagen entgegen. Ein Mann saß darin, der das Licht im Innern des Wagens angeschaltet hatte. Als er an ihm vorbeifuhr, sah er, dass der Mann eine Karte auf seinen Oberschenkeln ausgebreitet hatte und abwechselnd auf die Straße und dann wieder auf die Karte blickte. Ein Fahrer, der sich nicht auskannte, vermutete er, und der am späten Abend nach etwas suchte. Na ja, sollte er, was ging es ihn an?

Er gab Gas und atmete tief durch. Er hatte das Beste aus dem gemacht, was heute passiert war, dachte er.

3. Wolter brachte die Schildkröte schon am nächsten Tag, am Dienstagmorgen, noch bevor er zum Dienst fuhr. In einem Pappkarton zwischen Heu und Salatblättern lag sie.

Völkel war ein wenig enttäuscht, als er sie sah. Eine normale Schildkröte, so stellte er sich das vor, war flach und gelblich gefärbt. Diese aber war rund und überwiegend braun. Ein eher unschönes Tier, fand Völkel, ließ sich aber nichts anmerken. Er hätte noch ein wenig Kaffee von seinem Frühstück warm stehen, erklärte er und bat Wolter, doch kurz rein zu kommen.

Wolter war einverstanden. Völkel nahm ihm den Karton ab, ging voraus in die Küche und stellte ihn neben die Spüle. Dann bat er Wolter, am Küchentisch Platz zu nehmen.

Während er den Kaffee einschenkte, dachte er darüber nach, woher seine Vorstellung, wie eine richtige Schildkröte auszusehen hatte, stammte. Dann fiel es ihm ein. Sie müsste so aussehen wie die seines Kindheitsfreundes Heinz-Werner, dachte er. Schon als ganz kleinem Jungen hatten seine Eltern ihm eine Schildkröte geschenkt, die seine und auch Völkels Kindheit begleitet hatte. Bei Spielen in Heinz-Werners Kinderzimmer war sie immer dabei gewesen. Und wer weiß, vielleicht hatte Heinz-

Werner sie immer noch und erfreute inzwischen seine Enkel damit. Schildkröten können alt werden, wusste Völkel.

Heinz-Werner war schon in der Kindheit ein halber Riese gewesen, weshalb ihn alle, selbst seine Schwester ironisch Baby nannten. Und die Schildkröte hieß folglich das kleine Baby. Den Spitznamen hatte Heinz-Werner übrigens bis heute behalten. Als Völkel ihn vor ein paar Monaten zufällig auf dem Ostenhellweg entdeckte und mit Baby anredete, drehte sich Heinz-Werner sofort um und freute sich, Völkel zu sehen.

Babys Schildkröte hatte einen flachen Panzer mit sattgelben Flecken. In seinem Zimmer stand ihr Terrarium auf einem Tischchen gegenüber dem Bett, bei Sonnenschein krabbelte sie unter einem Drahtgeflecht auf der Wiese hinter dem Haus herum. Ja, so musste eine Schildkröte aussehen, so wie die von Baby.

Wolter merkte, dass Völkel etwas bewegte.

»Woran denkst du?«, fragte er. »Bist du doch nicht sicher, ob du sie übernehmen sollst?«

»Doch, doch, das ist es nicht. Weißt du, ich bin jetzt oft allein in meiner Wohnung. Da fällt einem gar nicht auf, dass man stiller wird.«

Dann tranken sie zusammen eine Tasse Kaffee und redeten zuerst über alte Zeiten, danach darüber, wer noch im Dienst war und wer inzwischen ebenfalls pensioniert wurde.

Nach gut zwanzig Minuten sprang Wolter auf. »Um Gottes Willen, ich muss los. Danke noch mal, dass du das Tier übernommen hast. Ich hoffe, du hast ein wenig Freude damit. Und danke für den Kaffee.«

Völkel besorgte noch am Nachmittag im Zoogeschäft einen gebrauchten Käfig und etwas Streusand. Aus Steinen baute er eine kleine Höhle, in die sie sich zurückziehen konnte. Ob sie so etwas nötig hatte, wusste er nicht,

aber jeder brauchte doch einen Platz ganz für sich allein, fand Völkel.

Er nannte sie Lisa, weil er fand, das wäre ein schöner Name. Schöner jedenfalls als ihr Aussehen. Obwohl, je öfter er sie sah, desto weniger störte er sich daran. Es gab halt flache und daneben eher runde Schildkröten, kein Grund, sich darüber irgendwelche Gedanken zu machen. Alles war nur eine Frage der Gewohnheit, glaubte er.

Am Abend stellte er sie auf das Tischchen neben den Fernseher. Da hatte er zwei Programme. Einmal jenes, das im Fernsehen lief und dazu dasjenige, das die Schildkröte bot, die sich manchmal in ihren Panzer zurückzog und sich schlafend stellte, um im nächsten Moment munter durch den Käfig zu krabbeln.

Den Gedanken, dass er es wegbringen könnte, in eine Tierhandlung oder in den Zoo, wie er das nach Wolters Anruf erwogen hatte, verwarf er. Es war ein Tier, ein Lebewesen und kein Wegwerfgegenstand. Fehlenden Respekt vor der Natur beklagte er doch oft. Und da sollte er selbst so herzlos sein und ein Tier einfach weggeben? Nein, er wollte es versuchen. Er wollte rausfinden, ob ein Leben mit einem Tier in seiner Wohnung möglich war.

Außerdem war da noch Patrick. Auf dessen große Augen bei seinem nächsten Besuch war er gespannt. Schau mal, Patrick, was dein Opa hier hat. Wenn er daran dachte, empfand er eine große Vorfreude.

Es war aber nicht Patrick, der aus seiner Familie das Tier zuerst sah. Sein Sohn Rolf stand am Mittwochabend überraschend vor der Apartmenttür. Um Gottes Willen! Wenn Rolf so überraschend kam, hatte das immer etwas zu bedeuten. Hoffentlich war nichts Schlimmes passiert, dachte Völkel. Aber es stellte sich heraus, dass Rolf wirklich nur gekommen war, um zu sehen, wie es seinem

Vater ging und um eine Flasche Bier mit ihm zu trinken.

Er erzählte seinem Vater, dass er noch immer mit seiner Freundin Ronja zusammen sei.

»Diesmal könnte es was werden«, grinste er. »Du willst doch immer, dass ich in einer festen Beziehung lebe.«

Ja, in der Tat, das wünschte sich Völkel. Und wenn es vielleicht dazu noch ein zweites Enkelkind neben Patrick geben würde, hätte er bestimmt nichts dagegen.

»Ein bisschen ist das auch dein Verdienst«, fuhr Rolf fort. »Seit du mitgeholfen hast, den Mörder ihres früheren Freundes zu fangen, ist sie auch begeistert von dir.«

Ja, Völkel erinnerte sich genau. Das war der Mord an dem Fußballer Ben Rossmann gewesen, der sich mit gewalttätigen Hooligans angelegt hatte.

Plötzlich, mitten im Gespräch, sprang Rolf plötzlich auf.

»Sag mal, was hast du denn da?«, rief er und rannte zu dem Käfig neben dem Fernseher.

»Das ist meine neue Freundin«, schmunzelte Völkel.

»Lisa heißt sie. Entschuldige, dass ich vergessen habe, sie dir vorzustellen, aber wir sind erst seit zwei Tagen zusammen.«

Er hatte erwartet, dass Rolf über den Gag lachen würde, aber das tat er nicht.

»Sag mal, was ist das für ein Tier?«, rief er.

»Na hör mal«, antwortete Völkel, »als kleiner Junge hast du nicht so blöde Fragen gestellt. Das sieht doch jedes Kleinkind, was das ist.«

»Dass es eine Schildkröte ist, sehe ich. Aber was für eine?«

»Wie, was für eine?«

Jetzt stand Völkel ebenfalls auf und ging hinüber zu dem Käfig. »Eine Landschildkröte natürlich. Wenn es eine Wasserschildkröte wäre, würde ich sie schwimmen lassen.«

»Papa, du hast vielleicht eine Ahnung.« Rolf schüttelte vorwurfsvoll den Kopf. »Bei den Landschildkröten gibt es zig Unterarten. Manche davon sind richtig wertvoll.«

»Wertvoll? Eine Schildkröte?« Völkel musste lachen. »Jetzt muss ich mich fragen, ob du Ahnung hast. Schildkröten sind nicht wertvoll, davon gibt es Gott sei Dank noch genug.«

»Aber nicht von allen Unterarten. Manche davon sind sogar ausgesprochen selten.«

»Diese kann gar nicht selten sein«, antwortete Völkel, »sonst hätte ihr Besitzer sie nicht im Kurler Wald ausgesetzt. Da ist sie nämlich gefunden worden.«

Das war ein Argument, das Rolf schlecht widerlegen konnte.

»Ausgesetzt worden ist sie, sagst du.« Er schüttelte mit dem Kopf. »Mein Gott, was die Leute alles anstellen mit der wehrlosen Natur.«

Eine Zeitlang beobachteten sie schweigend die Schildkröte, die sich offensichtlich gestört fühlte, denn sie zog sich zurück in ihre Höhle.

»Trotzdem, Papa«, sagte Rolf, als sie verschwunden war, »wer Tiere hält, die auf der roten Liste stehen, macht sich strafbar.«

Jetzt musste Völkel laut lachen. »Weißt du, woher ich sie habe?« Um die Überraschung zu steigern, zögerte er einen Moment lang, bevor er fort fuhr. »Von der Polizei habe ich sie. Von meinem ehemaligen Kollegen Wolter. Wenn ich mich damit strafbar mache, dann sind die erst recht dran.«

Rolf guckte ihn nachdenklich an.

»Dann haben die eben genauso wenig Ahnung von Schildkröten wie du.«

Es lag Trotz in seiner Stimme. Schon als kleiner Junge, erinnerte Völkel, hatte Rolf schlecht nachgeben können.

»Aber du.«

Er konnte es sich nicht verkneifen, die beiden Wörter auszusprechen, obwohl er fürchtete, dass Rolf beleidigt sein würde. Aber der blieb überraschend ruhig.

»Papa, tu mir einen Gefallen«, sagte er. »Zeige das Tier jemandem, der Ahnung davon hat. Das gibt dir Sicherheit und ...« Er brach ab.

»... und dem Tier auch«, vollendete Völkel. »Das wolltest du doch sagen, oder?«

Er lächelte Rolf an und nahm ihn in den Arm.

»Ich verspreche dir, dass ich das mache. Jetzt will ich auch wissen, was das für ein Tier ist. Und vielleicht will Lisa das ja selber auch.« Er lachte wieder. »Stell dir vor, du bist ein wertvolles Wesen und weißt nichts davon«, sagte er in Richtung Käfig. Die Schildkröte guckte tatsächlich für einen Moment aus ihrem Versteck.

Jetzt musste auch Rolf grinsen.

4. Am nächsten Vormittag machte sich Völkel tatsächlich auf den Weg zum Zoo. Das Wetter war umgeschlagen, es nieselte, deshalb trug er einen Anorak mit großen Taschen. Und in der einen Tasche steckte wirklich die Schildkröte. Es schien ihr in dem dunklen Gefängnis nicht zu gefallen, denn sie krabbelte wie wild darin herum. Aber Lisa in ihrem Käfig zu transportieren kam Völkel blöd vor. Er fürchtete all die Leute, die ihn dann anstarren würden. Und ihre dummen Fragen erst recht. »Na, was haben Sie denn da? Haben Sie eine Schildkröte für Ihren Enkel gekauft? Die sieht aber merkwürdig aus.« Nein, das wollte Völkel nicht. Auf keinen Fall wollte er solche Gespräche.

Zuerst war er in die Zoohandlung gegangen, in der er den Käfig gekauft hatte, aber da hatte man keine Ahnung, um was für ein Tier es sich handelte. Die Verkäuferin sah Völkel nur merkwürdig an, als er zu Beginn des Gesprächs das Tier aus der Anoraktasche holte und es danach wieder einsteckte. Sie öffnete den Mund, als

wollte sie etwas dazu sagen, aber als sie Völkels stechenden Blick bemerkte, unterließ sie es. So weit käme das noch. Keine Ahnung von Tieren haben und dann über artgerechten Transport reden wollen.

Also hatte er sich auf den Weg zum Zoo gemacht. Den Zoodirektor hatte er schon mal gesprochen, vielleicht würde sich der Mann an ihn erinnern. Lisa war mit der Zeit ruhiger geworden und krabbelte nur noch wenig in der Jackentasche herum. Ab und an, wenn ihm keine Leute entgegenkamen, holte er sie raus und schaute nach, ob sie noch lebte. Lisa streckte dann, wie aus Erleichterung, aus ihrem Gefängnis befreit zu sein, den Kopf weit vor. Völkel sah erst jetzt, dass der Panzer auch ein Stück weit unter den Hals gewachsen war. Wie ein vorgestreckter Schnabel sah das aus.

»Na, du bist mir ja eine«, sagte er. »Vielleicht bist du ja keine eigene Art, sondern nur ein wenig behin ...« Er brach den Satz ab. Nein, auch einem Tier sollte man nicht grundlos etwas unterstellen.

Am Eingang des Zoos kam er erst mal nicht weiter.

»In welcher Angelegenheit wollen Sie denn den Zoodirektor sprechen?«, fragte ihn die Frau an der Kasse.

»Das würde ich ihm gerne selber sagen«, antwortete Völkel und fühlte unwillkürlich in seiner Anoraktasche nach Lisa.

»Ich kann ihn nicht holen«, antwortete die Frau, »das müssen Sie verstehen. Der Mann hat auch seine Arbeit. Können Sie es nicht mir erzählen?«

»Nein, das kann ich nicht.« Völkel spürte selber, wie hart seine Stimme klang. »Hören Sie, ich bin hier Stammkunde, das wissen Sie doch. Jetzt habe ich eine Frage an Ihren Chef, die ihn nur kurz aufhalten wird, und da lassen Sie mich nicht vor. Was soll ich da von Ihrem Zoo denken?«

Sie seufzte und griff zum Telefonhörer. Kurze Zeit später stand der Direktor vor ihm. Völkel erinnerte sich an die kräftige Statue und das schütterere Haar.

»Ich kenne Sie«, sagte der Direktor und reichte ihm die Hand. »Sie sind der pensionierte Kommissar, der aus alter Leidenschaft ab und an noch Fälle löst.«

Völkel musste grinsen. Aus alter Leidenschaft, das klang gut.

»Was kann ich für Sie tun?«

Völkel fasste ihn am Arm und zog ihn ein Stückchen zur Seite. Es kamen gerade wieder ein paar Besucher, sie sollten nicht sehen, was er da in der Tasche hatte. Der Mann folgte willig. Dann holte Völkel Lisa aus der Tasche und hielt sie dem Direktor hin.

»Können Sie mir sagen, was das für eine Schildkrötenart ist? Mein Sohn meint, die könnte vielleicht auf der roten Liste stehen, aber ich glaube das nicht.«

Der Mann nahm ihm die Schildkröte aus der Hand, schaute sie sich kurz an und sagte: »Kommen Sie mal bitte mit.«

Er lief vor ihm her zum Verwaltungsgebäude, das sich rechts vom Eingang befand, die Schildkröte hielt er noch immer in der Hand. Drei Treppen mussten sie hoch laufen, dann kamen sie zum Flur mit dem Büro des Direktors. Direkt neben seinem Schreibtisch stand ein Terrarium mit einer Schlange darin.

»Ist die giftig?«

»Nur ein bisschen, keine Angst.« Der Direktor lachte, Völkel war ein wenig mulmig zumute.

»Seit wann haben Sie die Schildkröte schon?«, fragte er und legte sie auf seinen Schreibtisch.

»Seit vorgestern erst. Da hat sie mir jemand gebracht.«

»Wissen Sie, was das ist?«

»Nein, deshalb bin ich ja zu Ihnen gekommen.«

»Das ist eine madagassische Schnabelbrustschildkröte.«

Völkel nickte und versuchte, das Wort in Gedanken zu wiederholen. Schnabelschildkröte, nein Schnabelbrustschildkröte.

»Und, ist das ein besonderes Tier?«

»Wissen Sie, wie viel es von denen noch gibt?«

Völkel zuckte mit den Schultern.

»In Freiheit auf Madagaskar sind es vielleicht noch zweihundert Exemplare. Und in Gefangenschaft gibt es höchstens siebenhundert.«

Völkel staunte. Dann hatte Rolf doch Recht gehabt. Fast ehrfürchtig starrte er auf das Tier, das der Zoodirektor festhielt, damit es nicht von seinem Schreibtisch stürzte, und das er eben noch in seiner ausgebeulten Anorakjacke gehabt hatte.

»Donnerwetter! Und ich habe geglaubt, es ist ein besonders hässliches Tier, weil es so anders aussieht als die Schildkröten, die ich kenne.«

»Sie meinen die griechische Landschildkröte. Ja, die sieht anders aus. Aber wieso halten Sie dieses hier für hässlich? Das ist doch ein schönes Tier.«

Er beugte sich vor und zeigte auf die Verlängerung des Panzers unter dem Kopf.

»Schauen Sie her! Diese Verlängerung sieht doch aus wie ein Schnabel. Damit bekämpfen sich die Männchen untereinander. Die Tierart lebt gerne an Hängen von Hügeln auf der Sonnenseite und wenn zwei Konkurrenten um ein Weibchen kämpfen, hebelt der Sieger den Verlierer damit aus, dreht ihn auf den Rücken und er kullert den Hang hinunter. Bis der dann wieder oben ist, hat der Sieger die Chance bei dem Weibchen längst genutzt.«

Er lachte fröhlich, auch Völkel konnte ein Grinsen nicht unterdrücken.

»Und wie viel ist so ein Tier Wert?«

»Auf dem Schwarzmarkt vielleicht 50.000 Dollar«, antwortete der Direktor, »vielleicht auch mehr. So genau

weiß ich das nicht, als Zoo kaufen wir ja nicht auf dem Schwarzmarkt. Die Schwarzmarktpreise werden übrigens in Dollar berechnet, nicht in Euro.«

Völkel nickte. Fünfzigtausend Dollar, überlegte er dann, und so ein Tier hatte er vor gut einer Stunde noch in seiner Wohnung und vor ein paar Minuten in seiner Jackentasche gehabt. Das Geld könnte er gut gebrauchen, aber es war ihm schnell klar, dass er es nicht verkaufen könnte. An wen auch, er wüsste doch keinen, der so ein Tier haben wollte. Und jetzt, wo der Zoodirektor davon wusste, war das sowieso unmöglich.

Immerhin jener

Immerhin, da war
auch jener, der jeden Weg
und selbst den kürzesten
mit seinem Fahrrad machte
der nicht drauf fuhr
sondern es schob, die beiden Hände
fest am Lenker

Es einzig deshalb tat
um seine Hände dort zu lassen
um bloß den Arm nicht frei zu haben
ihn schräg in die Luft zu stellen
Richtung Verderben
»Heil Hitler, Herr Pfarrer!«
»Guten Tag.«

(in memoriam Pfarrer Schulze, Kamen-Heeren)

Gefährlicher Sieg

Sie hatten sich in einem Gebäude in der Seitenstraße umgezogen, denn auf dem großen Platz gab es dazu keine Möglichkeit. Es war merkwürdig gewesen, die Fußballtrikots im Wohnzimmer einer fremden Familie überzustreifen. Sie hatten es schweigend getan und vermieden, die Mieter der Wohnung anzusehen.

Starostin hatte schließlich kontrolliert, ob die Trikots richtig saßen, die leuchtend gelben Hemden und die blauen Turnhosen, denn heute kam es auf jede Kleinigkeit an. Seine Mitspieler hatten gegrinst über seinen Eifer, aber auch jetzt hatte sich keiner ein Späßchen erlaubt, wie sie es vor anderen Spielen taten. Jeder spürte die Beklemmung.

In der üblichen Aufstellung liefen sie die Treppe hinunter, dann über die Straße hinüber zum Platz, Nikolai Starostin als Kapitän voran, dahinter der Torhüter, dann die Feldspieler, der Größe nach geordnet. Darunter seine drei Brüder Pjotr, Andrej und Alexander, neben ihm die besten Spieler von Spartak Moskau. Die vier Starostins, Nationalspieler allesamt.

Als sie den Roten Platz betraten, sahen sie, dass tatsächlich zwei Tore aufgestellt worden waren. Pflastersteine waren aufgehoben und die Torstangen in den Boden gerammt worden, die Netze mit Haken in den Ritzen zwischen den Steinen befestigt. Es waren richtige Fußballtore, die aufgestellt worden waren, aus einem Stadion in der Nähe herangeschafft.

Der Platz dazwischen war kleiner als bei einem richtigen Fußballfeld, aber das war ihnen recht. Die Sonne brannte vom Himmel, die Steine hatten die Wärme aufgesogen, schon nach ein paar Angriffen würden sie ins Schwitzen geraten. Gut, wenn sie beim Wechsel von Angriff auf Abwehr nicht zu weit zurücklaufen mussten.

Nikolai versuchte, die Ehrengäste auf der Kremlmauer zu erkennen, aber die Sonne blendete ihn. Nur an der Silhouette bemerkte er, dass dort oben Leute standen. Aber er wusste auch so, wer da in der Mitte der Reihe Platz genommen hatte. Er war es, der Große, der Einzige, der Führer der Revolution.

Die Zuschauer umstanden dicht gedrängt das eingekreidete Feld. Sie standen still und ehrfürchtig. Die Seite zwischen Kremlmauer und Spielfeld hatten sie frei gelassen, um die Sicht für die Ehrengäste nicht zu verstellen.

Von der anderen Seite des Platzes betrat gleichzeitig mit ihnen die gegnerische Mannschaft das Spielfeld, Dynamo Moskau, ihr schwerster Gegner bei Meisterschafts- und Pokalspielen, den sie in den letzten Jahren meistens besiegt hatten. Ihret-, der Starostins wegen. Applaus brandete auf, aber nur kurz. Dann erstarrten die Menschen wieder.

Strelzow führte Dynamos Mannschaft an, Nikolais Kollege aus der Nationalmannschaft. Bei Länderspielen hatte er die Aufgabe, den Mittelstürmer frei zu spielen, ihn mit Flanken zu bedienen, damit er Tore schoss. Aber Strelzow war hüftsteif, ver stolperte manche Chancen, so dass Nikolai als Flankenläufer mehr Tore erzielte als der Mittelstürmer. Sollte er heute ruhig die Bälle ver stolpern, dachte Nikolai, sollte der Große Führer der Revolution sehen, wer die besten Fußballer in seinem Riesenreich waren. Die vier Starostins und niemand anderer.

Kossarew war es gewesen, der die Idee zu diesem Spiel gehabt hatte, der Chef der Komsomolzen. Er hatte ihn vor ein paar Wochen angesprochen.

»Hör mal, Starostin«, hatte Kossarew gesagt, »wie wär's, wenn wir am Tag der Körperkultur ein Fußballspiel auf dem Roten Platz austragen? Ihr von Spartak gegen die von Dynamo.«

Starostin hatte nicht sofort begriffen. Ein Fußballspiel auf dem Kopfsteinpflaster, dort, wo sonst die Aufmärsche und Paraden stattfanden? Wie sollte das gehen? Aber Kossarew war begeistert gewesen von seiner Idee. »Der Genosse Stalin hat noch nie ein Fußballspiel gesehen. Es wird ihn erfreuen, die besten Fußballer seines Landes vor der Kremlmauer spielen zu sehen.«

»Und wenn nicht?« Starostin hatte es eher beiläufig gesagt, weil er sich noch immer nicht vorstellen konnte, wie das gehen sollte. »Und wenn es ihn nicht erfreut?« Von einer Sekunde zur anderen war Kossarew erbleicht. Lange hatte er geschwiegen und vor sich auf den Boden gestarrt. »Wenn nicht«, hatte er schließlich geantwortet und den Kopf gehoben, »dann ziehe ich ein weißes Tuch. Damit gebe ich dir ein Zeichen und ihr müsst sofort abbrechen. Keine Sekunde länger darf das Spiel dann dauern. Hast du verstanden, Starostin?«

Starostin hatte genickt. Es hatte ihn nicht gewundert, dass ein Spiel nur so lange dauern sollte wie es einem einzigen gefiel. Es war ja der Genosse Stalin, der es entschied. So wie er in ihrem Land alles entschied.

Aus dem Schatten des Lenin-Mausoleums löste sich der Schiedsrichter. Unbemerkt von den anderen hatte er dort auf die Mannschaften gewartet. Sie stellten sich in einer Reihe auf, mit Blick auf die Mauer, der Schiedsrichter in der Mitte. Und jetzt, da die Kremlmauer ihren Schatten bis knapp vor ihre Turnschuhe warf, erkannte Starostin ihn. In weißer Uniformjacke stand er da, die Hände auf die Mauer gestützt, reglos, aber mit mildem Lächeln. »Nun zeigt mal, was ihr könnt, Söhnchen!«

Kossarew stand zwei Plätze links von ihm, Starostin bemerkte, wie verkrampft er dastand und ihn anschaute. »Nun los, Starostin, jetzt liegt's an euch. Blamiert mich bloß nicht.«

Spartak spielte zuerst gegen die Sonne, auf das Tor in Richtung Basiliuskathedrale, deren Zwiebeltürme im klaren Licht der Sonne strahlten.

Der Anpfiff ertönte. Und erst jetzt, als hätten sie darauf gewartet, begannen die Zuschauer zu rufen. Sie feuerten sie an, die einen Spartak, die anderen Dynamo, sie klatschten, wenn einem Spieler ein guter Trick gelang.

Dynamo übernahm das Kommando, drängte Spartak in die eigene Hälfte zurück, und Strelzow hatte nach zwei Minuten die erste Torchance. Nur knapp ging sein Schuss am Tor vorbei und landete vor dem Denkmal von Minin und Poscharski, den Verteidigern des Vaterlandes, von deren Rettung gegen die Polen vor mehr als dreihundert Jahren jeder in der Schule gehört hatte. Auch die Starostins.

Ein Zuschauer brachte den Ball zurück, Starostin schielte hinauf zur Tribüne. Hatte der Genosse Stalin genickt oder war er ungerührt stehen geblieben?

Egal, jetzt kam ihr Gegenangriff. Pjotr spielte den Ball zu Alexander, der lief ein paar Meter durchs Mittelfeld, Starostin lauerte an der Außenlinie, den Dynamoverteidiger neben sich. Am Kopfnicken merkte er, was Alexander vorhatte und genau im richtigen Moment rannte Starostin los. Der Pass kam, er erreichte ihn und noch bevor der Verteidiger richtig begriffen hatte, was passierte, kurvte er schon in den Strafraum. Sein Pass erreichte Bondarew, der aus fünf Metern mit strammem Schuss verwandelte. Starostin lief nicht zu Bondarew, um ihm zum Tor zu gratulieren. Er schaute hinauf zur Mauer. Kossarew jubelte, Stalin nickte, es sah so aus, als gelte das Nicken auch ihm, Starostin, denn er wandte den Kopf von den Jubelnden ab zu ihm herüber.

Das Tor beflügelte sie, sie zogen ein Kombinationsspiel auf, als hätten sie nie auf einer anderen Unterlage als dem Kopfsteinpflaster des Roten Platzes gespielt. Andrej hatte

die nächste Chance, aber sein Kopfball ging knapp über das Tor.

Mitten in ihren Sturmangriff hinein platzte der Konter von Dynamo. Der Linksaußen erkämpfte sich den Ball und rannte los. Schon weit vor ihrem Strafraum spielte er steil nach vorn. Strelzow nahm den Ball mit dem Rücken zum Tor an, drehte sich, drängte Alexander mit angezogenem Arm zur Seite und zog blitzschnell ab. Über dem Kopf ihres Torwarts flog der Ball ins Netz.

Starostin blinzelte zur Mauer hinauf, sah das anerkennende Nicken Stalins, sah den schweigenden Kossarew und bemerkte plötzlich ganz rechts in der Reihe einen Glatzköpfigen, der jubelnd die Arme hochgerissen hatte. Ein Dynamoanhänger in der Reihe der Kremlyzuschauer. Irgendwie kam er Starostin bekannt vor, aber trotz des Jubels konnte er den Mann nicht erkennen. Er hatte den Kopf leicht abgewandt, so dass sein Gesicht im Schatten blieb. Als wäre es seine Absicht, unerkannt zu bleiben.

Das Spiel war jetzt ausgeglichen. Sie rannten vor, zurück, die Sonne brannte ihnen ins Gesicht, sie verlieh ihnen Schatten, wenn sie zum eigenen Strafraum liefen.

Das nächste Tor schoss Dynamo, wieder jubelte der Glatzköpfige, Kossarew winkte. »Strengt euch an!«, sollte das heißen.

Es war klar, dass Starostin nicht weiter darauf achten musste, ob er mit dem weißen Tuch winkte. Vermutlich hatte er es in einem Ärmel seiner Jacke versteckt, aber er würde es dort belassen. Das Spiel gefiel Stalin. Es gefiel auch Starostin. Er vergaß, wo sie spielten, er dachte an den Sieg, nur daran. Und dass sie selbst dabei gut aussahen, die Starostins.

Nicht nur Stalin müsste er gefallen, dachte er, auch ihm, der dort drüben in seinem Glasgrab lag, der große Gründer der Revolution. Wenn er doch zugucken könnte,

dachte er. Aber er war tot, seit zwölf Jahren schon, obwohl er unter ihnen lebendiger war als jeder Lebende. Ein lebender Toter.

Andrej schoss den Ausgleich, aber ein Unentschieden reichte Starostin nicht. Gewinnen mussten sie, es Dynamo zeigen, gerade heute. Die Chance dazu kam schneller, als er es erwartet hatte. Ein Steilpass erreichte ihn, er umdribbelte seinen Gegenspieler und schoss an dem herausstürzenden Torwart vorbei ins Tor. Und genau in jenem Moment, als er die Arme hochriss, als die Zuschauer ihm zujubelten, wusste er es. Berija, niemand anderer als Lawrentij Berija war der Glatzköpfige, der auf der Kremelmauer für Dynamo Partei ergriff. Berija, der Geheimdienstchef, der früher selbst Fußball gespielt hatte. Starostin hatte mal gegen ihn gespielt, damals, als Berija linker Läufer bei Dynamo Tiflis gewesen war. Ein kantiger, technisch grober Spieler, den auszutricksen nicht schwierig gewesen war. Starostin hatte es getan, immer und immer wieder. Allein schon weil die Starostins für Spartak spielten, musste Berija für Dynamo sein. Aber es war noch mehr, Dynamo war der Fußballclub des Geheimdienstes. Seit seiner Gründung 1923 durch Dserschinski war er das. Und war damit jetzt Berijas Club. Es lief Starostin eiskalt über den Rücken. Was taten sie hier, auf was hatten sie sich eingelassen? Blitzschnell dachte er daran, dass es doch besser wäre, unentschieden zu spielen, gerade heute, gerade vor den Augen von Stalin. Und vor den kalten Augen des anderen. Er lief nicht mehr so schnell wie vorher, er trabte, er blieb stehen, länger als in jedem anderen Spiel. Aber der Ball kam immer wieder zu ihm, er neckte ihn, er lockte. Los, nimm mich, zeig allen, was du mit mir machen kannst. Es waren seine Brüder, die ihn wieder und wieder anspielten.

Er konnte nicht anders, er stoppte ihn lässig mit der Sohle, er schob ihn gekonnt zum Mitspieler, er nahm

ihn mit der Brust an und schoss aus der Drehung. Er hörte das klatschende Geräusch, als er im Netz landete. Vier zu zwei, fünf zu zwei. Er zog den Kopf ein, schaute nicht hoch, versuchte zu vergessen, wer dort oben auf der Mauer stand und schaffte es sekundenlang. Immer dann, wenn er den Ball am Fuß führte.

Erst als der Schlusspfiff ertönte, blickte er hoch, zwanghaft, mit weit aufgerissenen Augen. Nicht zu jenem in der weißen Uniform blickte er, sondern zu Berija. Er sah die kalten Augen, die sich zu zwei Schlitzeln verengt hatten, sah die zusammengepressten Lippen und das leicht vorgeschobene Kinn. Die anderen kamen zu ihm gelaufen, seine Brüder zuerst, dann die anderen Mannschaftskollegen. »Wir haben gesiegt!«, riefen sie. »Wir haben gewonnen!«

Im Spiel gesiegt ja, dachte er, aber nicht gewonnen. Sie nahmen ihn in die Mitte, sie drückten ihn, sie riefen laut irgendwelche Schlachtrufe.

Er rief mit ihnen. Was sollte er anderes tun? Was sollte ein Fußballer, der drei Tore zum Sieg seiner Mannschaft beigesteuert hatte, anderes tun als jubeln?

Als sie sich trennten, als sein Blick wieder frei war auf die Kremlmauer, hatten sich die Ehrengäste schon abgewandt. Stalin ging neben Kossarew her, sprach irgendetwas und Kossarew nickte und lachte. Starostin wusste, was sie da miteinander beredeten, aber es war ihm egal. Er versuchte, in der Reihe der abtretenden Männer Berija zu entdecken, aber Berija war nicht mehr zu sehen. Berija war schon verschwunden.

Kurz nach dem Spiel versuchte Berija, die Starostins verhaften zu lassen, aber sie hatten prominente Fürsprecher. Premier Molotow, bedrängt von seiner Frau, setzte sich für sie ein. Molotows Tochter Swetlana ging nämlich zu-

sammen mit der Starostintochter Jewgenija in die Prominentenschule Nr. 175 in Moskau. Die Mädchen waren befreundet.

Aber ein paar Jahre später bekam Berija doch seine Chance. Die Molotowa war in Ungnade gefallen, war nach Kasachstan in die Verbannung geschickt worden. Kossarew war Stalins Säuberungen zum Opfer gefallen und 1939 erschossen worden.

In der Nacht vom 20. zum 21. März 1942 ließ Berija alle vier Starostinbrüder verhaften. Die Anklage war lebensbedrohend. Die »Gründung einer terroristischen Kampfgruppe von Sportlern« wurde ihnen vorgeworfen. Allerdings ließ sich der Vorwurf durch keinen einzigen Beweis erhärten. Also änderte Berija die Anklage.

Nun sollten die Starostins Eisenbahnwaggons überfallen und Textilien geraubt haben. Auch dafür gab es keine Beweise, aber trotzdem wurden die Brüder zu zehn Jahren Gulag verurteilt. Eine Strafe, die kaum zu überleben war. Aber im Lager half ihnen ausgerechnet das, was sie dorthin gebracht hatte, das Fußballspiel nämlich. Die Gulagwärter waren Fußballfans. Sie waren stolz, die vier Starostinbrüder in ihrem Lager zu haben. Außerdem spielten Auswahlmannschaften der verschiedenen Gulags gegeneinander. Eine Gulag-Fußballmeisterschaft wurde ausgetragen. Die vier Starostins siegten weiter und überlebten. Zehn Jahre Gulag.

Ruhr

Viele Städte und doch
nur eine
Perlenkette, aufgereiht
an einer Schnur
B 1
Bin ich schon in
Bochum oder immer noch
in Dortmund
Egal, ich bin
zu Hause
Überall Erinnerung
an Bergbau
wo mein Vater arbeitete
im dunklen Loch
in staubiger Nacht
wo wir Fußball spielten
hinter Zechenhäusern, auf
Ascheplätzen, Schlacke
aus der Kokerei
jeden Tag, alle
in geflickten Klamotten
so wie ich
Sie sind noch da
die Plätze, manchmal selbst
Kinder, die aussehen wie wir
damals, überall Heimkehr
überall der Geschmack
von Kindheit

Auszug aus »Saitenwechsel«

Plötzlich wusste sein Vater doch Bescheid. Lina war mit besorgter Miene in sein Zimmer gekommen und hatte ihn zum Telefon gerufen. Sein Vater wolle ihn sprechen, dringend, erklärte sie.

Schon am Tonfall der Stimme merkte Arwed, dass etwas vorgefallen war.

»Komm sofort in mein Büro, ich muss mit dir sprechen. Der Fahrer ist in zehn Minuten da und holt dich ab.«

Bevor Arwed etwas erwidern konnte, hatte sein Vater aufgelegt.

Eine halbe Stunde später saß er in seinem Büro vor dem großen Schreibtisch. Sein Vater sprach nicht sofort mit ihm, sondern blätterte in Akten herum. Aber an dem wütenden Blick, den er ihm zwischendurch zuwarf, merkte Arwed, dass ein Donnerwetter bevorstand. Endlich brach es los.

»Mein Sohn ist also ein Fußballer geworden«, rief er und griff nach einer Zeitung, die neben dem Aktenberg lag. »Alle wissen das, sogar in der Zeitung steht es ...« – dabei schlug er mit dem Handrücken ein paar Mal auf das Blatt – »... nur ich nicht. Sein eigener Vater. Hier, hier steht es.« Er griff nach seiner Lesebrille. »Besonders auffällig im Sturm war Arwed Arnstädt«, las er, »der neben einer ausgefeilten Technik über ein sehr gutes Kopfballspiel verfügt.«

Er stockte und schaute Arwed an. Mist, dachte er. Über die Fußballspiele der Jugendmannschaften wurde in den Zeitungen so gut wie nie berichtet. Jetzt war es doch mal passiert.

Sein Vater schwieg einen Moment lang, war das Donnerwetter vielleicht schon vorbei? Dann wäre es aber ein kleines gewesen. Noch dazu eines verbunden mit einem Lob für ihn, denn was da in der Zeitung stand, musste

er unbedingt Albert zeigen. Aber wozu dann der Aufwand mit dem Fahrer, wozu der Druck, unverzüglich bei ihm zu erscheinen? Es war nicht vorbei, Arwed merkte es, als sein Vater plötzlich aufsprang und in seinem Büro auf- und abzulaufen begann.

»Anstatt für gute Zensuren im Internat zu sorgen, treibt sich mein Sohn in einem Proloverein herum. Unter lauter Hauptschülern, die nichts anderes können als Fußball spielen und Bier trinken. Andere Ziele haben die ja nicht, weil sie was anderes auch nicht kennen.«

»Doch, später vielleicht für dich zu arbeiten.«

»Werd nicht frech!« Sein Vater blieb einen Moment lang stehen. »Ich will nicht, dass du dich mit solchen Leuten abgibst, hast du gehört. Die sind nicht unsresgleichen, mit denen haben wir nichts zu tun.«

»Außer ...«

»Du sollst ruhig sein, hab ich gesagt. Ich verbiete dir, dass du dich bei denen rumtreibst und auch so einer wirst wie die. Dafür bezahle ich nicht das teure Internat, dafür stecke ich nicht so viel in deine Ausbildung. Du bist jetzt in der Oberstufe, es geht langsam aufs Abitur zu. Konzentriere dich darauf.«

Er wurde immer lauter dabei, zum Schluss schrie er fast. Frau Fuhrmann steckte ihren Kopf durch die Tür. Sie versuchte ein Lächeln.

»Entschuldigung, möchte Arwed vielleicht etwas zu trinken?«

Arwed verstand sie. Sie wollte, ganz die Unschuldige mimend, seinen Vater unterbrechen, um Arwed zu helfen. Sein Vater hatte es offensichtlich auch verstanden.

»Jetzt nicht!«, brüllte er.

Erschrocken schloss Frau Fuhrmann die Tür. Trotzdem zeigte ihr Auftritt Wirkung, denn sein Vater dämpfte jetzt seine Stimme.

»Du wirst da nicht mehr hingehen, hast du gehört. Du wirst den Unsinn sofort vergessen.«

»Und warum?«

»Weil ich das will.«

Arwed schaute aus dem großen Fenster, neben dem der Schreibtisch seines Vaters stand. Von hier aus hatte man einen Überblick über die halbe Stadt, die seinem Vater, so kam es Arwed vor, zu Füßen lag. Die halbe Stadt könnte ihm auch zu Füßen liegen, dachte Arwed, das war ihm egal. Aber er würde es nicht tun, nicht Arwed. Er war bis jetzt ruhig geblieben, selbst die Brüllerei seines Vaters hatte das nicht ändern können. Aber jetzt reichte es ihm, er stand auf und verließ das Zimmer.

»Wo willst du hin?«

Arwed ließ sich nicht aufhalten. Jetzt, das wusste er, half nur noch eins.

»Stellen Sie mal eine Verbindung zu meiner Oma her, Frau Fuhrmann«, sagte er im Vorzimmer. Frau Fuhrmann zögerte einen Moment lang, schaute zur Bürotür ihres Chefs, aber als der nicht kam, tat sie es.

»Entschuldigen Sie, Arwed«, sagte sie, während es durchläutete. »Ich habe es nur gut gemeint mit dem Zeitungsartikel. Ich dachte, Ihr Vater würde sich freuen.«

»Sie haben ihm den Artikel gezeigt?«

Sie nickte betreten.

Arweds Oma war Gott sei Dank zu Hause, sie verstand sofort. »Na warte, das wollen wir doch mal sehen.«

In diesem Moment erreichte seinen Vater ein wichtiger Anruf, genau passend, um Zeit zu gewinnen. Als sein Vater ihn wieder zu sich rief, war kurz darauf auch schon die Oma da.

»Was ist hier los?«

Breitbeinig stand sie im Büro ihres Sohnes, die Hände in die Hüfte gestützt, während sein Vater an seinem Schreibtisch saß. Arwed sah, dass er zusammenzuckte.

»Er will nicht, dass ich Fußball spiele.« Arwed stand schräg hinter seiner Oma, als er ihr das sagte. Wie ein Schüler, der vor seinem Lehrer einen Mitschüler in die

Pfanne haut, kam er sich vor bei dem Satz. Aber hier waren es nicht Lehrer und Mitschüler, hier waren es Vater und Großmutter. Umso peinlicher diese Situation.

»Und warum willst du nicht, dass er Fußball spielt, Rudi?« Seine Oma fixierte ihren Sohn mit starrem Blick, selbst vor Arweds Augen schien er zu schrumpfen.

»Weil er nicht in diesen Kreisen verkehren soll.«

»Du meinst, mit Lackschuhen schießt man keine Elfmeter. So ähnlich siehst du das doch, oder?« Sie lachte.

»Hast du sie denn mal gesehen, diese Kreise?«

Arwed staunte über die Formulierung, die seiner Oma da eingefallen war. Darauf wäre er nie gekommen.

»Natürlich nicht«, rief sein Vater, »das versteht sich ja von selbst.« Er versuchte ein abfälliges Lachen, weil er vermutlich schon die Frage für abwegig hielt.

»So, hast du nicht. Aber ich war da. Ich habe mir angesehen, wie Arwed spielt.«

»Du?« Sein Vater richtete sich hinter dem Schreibtisch.

»Du warst auf diesem Acker, der sich Stadion nennt und hast dir ein Fußballspiel angesehen?« Vor Überraschung bekam er den Mund nicht zu.

»Ja, ich. Warum auch nicht. Und ich muss sagen, es hat mir gut ausgefallen, ausgesprochen gut sogar.«

Arwed bemerkte plötzlich, wie sein Vater die Mundwinkel verzog. Grinste er etwa? Gleichzeitig schien er zu wachsen.

»Und wie bist du da aufgelaufen? Hat Albert dich mit dem Bentley hingbracht?«

Jetzt merkte Arwed, dass sein Vater tatsächlich grinste. Gott sei Dank, die Hauptgefahr schien vorüber zu sein.

»Natürlich, wie denn sonst.« Seine Oma hatte das Grinsen auch bemerkt, sie wirkte eingeschnappt bei ihrer Antwort.

»Und du hast dabei natürlich deinen ...« Sein Vater machte mit der rechten Hand eine Kreisbewegung um

seinen Kopf, während sich sein Mund zu einem Lachen verzog. »... deinen breitrempigen Hut getragen.«

Arweds Oma zog sich einen Stuhl heran und setzte sich. Ihre Tasche hielt sie wie zur Abwehr auf ihrem Schoß vor sich.

»Natürlich.«

Jetzt lachte sein Vater tatsächlich.

»Wenn ich mir das vorstelle, tut es mir wirklich leid, dass ich noch nicht da war!«, rief er. »Das muss ja ein köstlicher Anblick gewesen sein. Du mit deinem Großauftritt unter all den Fußballfans.«

Auch Arwed konnte ein Grinsen nicht unterdrücken, denn das war es ja wirklich gewesen. Ein toller Anblick, den seine Oma den Zuschauern geboten hatte.

»Köstlich war es nicht«, mischte er sich ein. »Das hieße ja, dass die Leute über Oma gelacht hätten. Das haben sie aber nicht. Im Gegenteil, sie waren schwer beeindruckt.«

Seine Oma nickte ihm dankbar zu. »Jawohl, das waren sie. Beeindruckt. Jemanden wie mich hatten sie noch nicht gesehen auf ihrem Sportplatz.«

»Wie denn auch?« Sein Vater konnte sich nicht mehr einkriegen vor Lachen. Er drückte einen Knopf der Sprechanlage.

»Frau Fuhrmann, bringen Sie mal zwei Tassen Kaffee und für Arwed eine Cola.«

»Na endlich«, sagte seine Oma.

»Was, na endlich?«

»Endlich wirst du vernünftig, Rudolf. Und wenn du zwischendurch nicht dauernd so ein spießiges Zeug erzählen würdest, würden Albert und ich dich vielleicht sogar mitnehmen. Albert hat nämlich richtig Ahnung von Fußball, der könnte dir viel erklären.«

»Ja, das könnte er«, rief Arwed. »Mich hat er bestens trainiert.«

»Ach, Albert steckt auch dahinter? Scheinbar wissen hier alle Bescheid außer mir. Hannelore dann wohl auch.«

»Die nicht«, antwortete Arweds Oma. »Wir wollten sie nicht in Loyalitätskonflikte bringen.«

»Danke, sehr nett von euch.«

Er bat seine Mutter, ihm genau von ihrem Auftritt auf dem Sportplatz zu erzählen, und Arweds Oma folgte dieser Aufforderung nur zu gerne. Immer wieder unterbrach sie sein Vater mit lautem Gelächter und Arweds Oma legte immer noch einen drauf und schmückte manche Passagen nach Kräften aus.

Wer alles mit großen Augen auf sie geblickt hätte, was jemand ihretwegen gerufen hätte, wer sich bei ihrem Jubel noch vor ihrem Stock in Deckung bringen musste. Sie war eine gute Erzählerin.

Zwischendurch brachte Frau Fuhrmann Kaffee und Cola und freute sich über die gute Stimmung. In einem unbeobachteten Moment kniff sie Arwed ein Auge zu. Schon gut, dachte er, ich glaube Ihnen auch so, dass Sie die Sache mit dem Zeitungsartikel nicht böse gemeint haben.

Sein Vater blickte schließlich auf die Uhr. »Ich muss los«, sagte er und stand auf, »ich habe in einer Stunde einen Termin in Dortmund.«

Arweds Oma blieb sitzen.

»Ist noch was?«

»Und ob! Was ist jetzt mit Arweds Verein.«

Sein Vater blickte ihn nachdenklich an.

»Mein Gott ja, dann soll er von mir aus dahin gehen.«

Er machte eine resignierende Handbewegung. »Vielleicht kann man mit Lackschuhen ja doch Elfmeter schießen.« Die Formulierung von Arweds Oma hatte ihm offensichtlich gefallen. »Gegen dich komme ich sowieso nicht an. Und wenn ich's doch versuche, ziehst du Hannelore auf deine Seite. Dann habe ich auch noch Krach zu Hause.«

Arweds Oma grinste. »Könnte sein.«
Völlig kampflös wollte sein Vater das Feld aber doch nicht räumen.
»Aber wehe, da geht etwas schief«, sagte er. »Dann bist du Schuld.« Er zeigte mit langem Finger auf seine Mutter. »Das werde ich dann auch Hannelore sagen.«
Arweds Oma nickte.
»Was meint er damit?«, fragte Arwed, als er kurz darauf im Fond des Bentleys saß, um von Albert nach Hause gefahren zu werden. »Wenn etwas schief geht ...«
»Wenn du über den Fußball das Internat vernachlässigst. Wenn du wieder darauf drängst, es verlassen zu wollen, weil es so langweilig ist oder wenn du schlecht bist und das Abi nicht schaffst. Spiel Fußball und sieh zu, dass im Internat alles läuft. Dass du ein möglichst guter Schüler bist.«

Rottstraße, Kamen Eine Ballade

Die Straße meiner Kindheit, Kopfsteinpflaster
Fachwerkfassaden, Menschen, alles fort
schon lange gibt es sie nicht mehr, nur ich
bin in Gedanken manchmal dort

Kaum mal ein Auto, wo wir
spielten, wo wir liefen
wir wurden nur verjagt, wo Bergleute
nach Nachtschicht schliefen

Lasst sie in Ruhe, hart
ist die Maloche im Loch
von euern eigenen Vätern
wisst ihr das doch

Ja, wir wussten es und wussten
auch, wie diese Rede weitergeht
Wartet nur, bis ihr selber
des Nachts vor Kohle steht

Das war es, was die Zukunft
für uns bringen sollte
Bergmann. Was sie für meine Freunde
brachte, was aber ich nicht wollte

Und so verlor ich meine Straße, lange
bevor sie mich verlor
ganz aber trotzdem nicht, sie kommt
in Träumen und Gedanken vor

Den alten Brune aus dem kleinen Haus
werde ich nie vergessen
denn er war Kommunist
hat immer Mut besessen

Saß unter Hitler im KZ, wurde
danach beschimpft, doch nicht von allen
Rote Zelle auf der Zeche, Arbeiterrechte
manchen hat das gut gefallen

Der Held in meiner Jugend, Emil Gröne
er war kein Fußballstar
er wurde Held, weil er der Retter
von acht Menschenleben war

Schlagwetterexplosion auf Grimberg
die ganze Grube brannte
vierhundert Kumpel starben, acht nicht
weil Gröne einen Ausweg kannte

Sie mauerten den Schacht schon zu
So eine Feuerhölle überlebt man nicht

da sahen sie im dunklen Stollen
ganz plötzlich noch ein schwaches Licht

Das Licht von Grönes Grubenlampe
wie weit ist er gelaufen in der Nacht
Halt, wartet noch, ich lebe
und am Füllort weitere acht

Oh ja, wir haben ihn bewundert
umgab ihn nicht ein Feuerschein?
wir wollten nicht Fritz Walter
wir wollten wie er Retter sein

Mit Bruno war das anders
Ich will auch nicht ins Loch
ich werde Fußballstar, glaubt mir
ich schaff das noch

Er war ein Jahr erst auf der Zeche, über Tage
ein Stempel brach, zerschmetterte sein Knie
ach, Brunos schöne Hoffnung
davon erholte er sich nie

Und sprach nie wieder über Fußball
Nie. Führte ein Schattenleben
er konnte ihm, ganz ohne Hoffnung
nie eine Wende geben

Von Richard Janke muss ich noch erzählen
er hätte Kaufmann werden sollen
sie war nicht gut für ihn
die harte Arbeit in Streb und Stollen

Am Freitag gab es Wochenlohn, die Frauen
standen vor der Zeche, warteten hier
nahmen ihren Männern das Geld ab
bis auf zwei Mark für ein paar Bier

Was meine Mutter nicht tun musste
mein Vater trank nicht viel
anders als Richard Janke
der kannte nur ein Ziel

Das hieß vergessen. Vergessen in der Kneipe
was ihn die Woche über quälte
vergessen Staub, Hitze, zitternde Muskeln
es gab nur eins, was für ihn zählte

Spät abends kam er dann nach Hause
ich höre immer noch, wie seine Frau
dann gellend schrie und er sie schlug
Ach, unsre Kinder rief sie, das hörte ich genau

Und habe Mitleid noch mit beiden
vergessen wollte Janke, was nicht geht
vergessen kann ich auch nicht meine Straße
die - lange abgerissen - noch in Gedanken steht.

Auszug aus »Die Schattenboxer«

Es war ein kühler Maimorgen, als ihr Vater leise ins Zimmer schlich, Hermi an die Schulter fasste und ihn wachrüttelte. Werner war ebenfalls aufgewacht, gab aber keinen Mucks von sich. Die anderen schliefen fest. Schlaftrunken erhob sich Hermi. Durch die Übergardine schimmerte noch kein Licht.
»Komm Hermi, es geht los«, flüsterte der Vater. Hermi nahm seine Kleidung von der Stuhllehne und folgte ihm. Werner lauschte auf die dumpfen Geräusche aus der Küche. Leises Gemurmel und das Klappern von Tassen, schließlich die schweren Schritte der beiden im Flur. Kurz bevor die Haustür zugezogen wurde, die leisen

Worte der Mutter: »Mach's gut, Hermi. Und pass auf ihn auf, Dieter.«

»Alles klar. Mach dir keine Sorgen.« Einen Augenblick später fiel die Haustür ins Schloss.

Werner stand auf und schlich zum Fenster. Vorsichtig schob er die Gardine zur Seite. Es dämmerte inzwischen, ein leichter Nieselregen fiel auf die Straße und ließ das Kopfsteinpflaster im Licht der Laterne bläulich schimmern. Hermi ging neben dem Vater her die Straße hinunter. Er hatte den Kopf gesenkt und trug die Tee-pulle unterm Arm, die ihm die Mutter in ein grauschwarz kariertes Handtuch eingedreht hatte. In das Grubenhandtuch, wie sie das nannte. Nach der Schicht, wenn Hermi in der Kaue duschte, brauchte er ein dunkles Handtuch, in dem der Arbeitsdreck, der sich in allen Poren festsetzte und sich durch Waschen nicht restlos entfernen ließ, nicht gleich zu sehen war.

Arbeitsklamotten musste Hermi nicht mitnehmen, die stellte der Pütt. Nach der Schicht blieben sie in der Kaue und wurden an einer Kette unter die Decke gezogen. So brauchten die Bergleute nicht einmal einen Spind, um ihre Arbeitskleidung sicher aufzubewahren. Nur ab und an brachte ihr Vater die Klamotten über Sonntag zum Waschen mit. Bald würden neben seiner grauen Jacke und der ausgebeulten, grauen Hose auch Hermis Klamotten über der Wäscheleine hängen.

Es war normal in der Siedlung, dass Jungen, die gestern noch auf der Straße Fußball gespielt hatten, am nächsten Tag nicht mehr zum Spielen auftauchten, sondern nachmittags gegen halb vier mit der leeren Kaffeepulle unterm Arm, eingedreht in das nasse Handtuch, von der Schicht nach Hause schlichen. Im Schatten des Pütts wurden sie über Nacht erwachsen.

An diesem Tag ging Werner während den Pausen ein paarmal zur Schulhofmauer und schaute hinüber zu »Westfalia«. Die Förderräder drehten sich im ewig

gleichen Rhythmus, über der Kokerei schimmerte es rötlich. Gleich würde der nächste Abstich erfolgen.

Es kam Werner so vor, als hätte sich auch in seinem Leben etwas verändert.

»Ich weiß, woran du denkst.« Bernhard stand plötzlich neben ihm. Werner antwortete nicht, aber es tat ihm gut, seine Nähe zu spüren.

Ein paar Wochen später wurde er zwölf und sein erster Kampf rückte näher. In den Wochen vorher hielten ihn die Brüder bei ihren Wettkämpfen dadurch bei Laune, dass sie ihm auch einen Kampf versprochen. Einen Einlagekampf, den er schon als Jüngerer bestreiten dürfte, wie ihm Günter erklärte. Und sein Gegner, erzählte er, hieße Kritzebein. Werner bemerkte sein Schmunzeln, glaubte ihm aber, weil er ihm glauben wollte. Er trainierte noch verbissener als sonst und beachtete auch Wiecherts fragenden Blick, als er zum Wettkampf in Boxkluft in der Halle erschien, nicht weiter. Doch Kritzebein kam nicht. Der wäre ein Feigling, erklärte Günter später. Der Mannschaftskampf wurde gewonnen, Werner standen die Tränen in den Augen.

»Komm, nimm's nicht so schwer.« Hermi versuchte ihn zu trösten.

»Günter hat's nicht so gemeint. Konnte doch keiner ahnen, dass du den Quatsch ernst nimmst.«

Werner zog die Nase hoch und versuchte zu grinsen. Egal, lange würde es nicht mehr dauern.

Es mussten jetzt nicht mehr zwei von ihnen halsbrecherisch auf der Stange der Fahrräder sitzen, damit sie zusammen zu den Kämpfen fahren konnten. Ihre Mutter hatte Siggis eines Tages auf den Gepäckträger ihres Fahrrads genommen und war zu ihrer Mutter aufs Land geradelt. Als sie zurückkamen, hatte auch Siggis ein Rad.

»Meine Mutter braucht ihres nicht mehr«, erklärte sie.
»Sie ist viel zu alt, um noch mit dem Fahrrad in die Stadt zu fahren. Und im Dorf kann sie alles zu Fuß erledigen.«

Nach dem nächsten Vergleichskampf lachten sie nicht mehr. Erwin war der Erste, der eine Niederlage einstecken musste. Werner war nicht überrascht, dass es Erwin erwischt hatte. Erwin dachte über alles lange nach. Beim Boxen war das ein Nachteil. Überhaupt war an diesem Sonntag vieles schief gelaufen. Weil Sigggi und Hermi nur unentschieden boxten, und einzig Günter neben Rippe gewann, verlor der Boxclub Viktoria den Vergleichskampf gegen Waltrop. Den ersten, seit es die Staffel gab.

»Irgendwann musste es ja mal passieren«, versuchte Günter die Brüder zu trösten.

»Lasst euch nicht unterkriegen«, brummte ihr Vater, als sie es zu Hause erzählten. »Beim nächsten Mal sind wir wieder obenauf.«

Er kam nur noch selten mit zu den Kämpfen. Im Sommer half er an den Wochenenden beim Bauern aus. Er bekam dafür nicht viel Geld, er tat es hauptsächlich, um Futter für Mimi zu kriegen.

Nur ihre Mutter guckte so besorgt wie am Anfang, als sie zum ersten Mal zu einem Wettkampf gefahren waren. Sie drückte Erwin ein feuchtes Handtuch auf die Schwellung an der Stirn. »Hast du auch keine Kopfschmerzen?« Erwin biss die Zähne zusammen und schüttelte den Kopf. Aber Werner wusste, wie sehr ihm der Schädel brummte. Doch das durfte er nicht zugeben, gerade der Mutter gegenüber nicht.

Beim nächsten Kampf war dann endlich Werner dabei. Es war nicht Kritzebein, der gegen ihn antrat, sondern Günter Gessler aus Rünthe. Werner kannte den kleinen Ort an der Lippe. Ein paar Mal waren sie auf ihren Fahrrädern am Lippe-Seitenkanal entlang gefahren und

bis nach Rünthe gekommen. Dort, an dem kleinen Hafen, gab es einen Kiosk. Der Besitzer war freundlich. Er spülte auf ihre Bitte hin leere Sprudelflaschen aus, füllte sie mit Wasser und Hermi kaufte zwei große Lakritzstangen. Die steckte er hinein, hielt seinen Daumen auf die Öffnung, schüttelte die Flaschen und dann warteten sie solange, bis sich die Lakritzstangen aufzulösen begannen. Sie saßen auf der Kanalböschung in der Sonne, sahen zu, wie ein Lastschiff mit Kohle beladen wurde und tranken Lakritzwasser. Es schmeckte so gut wie richtige Brause. Die Sarbecks und Robert Römer waren weit weg, sie waren unter sich und hatten Zeit, in den Tag hinein zu träumen. Ein Lastkahn, beladen mit Eisenschrott, schipperte vorbei. »Die Ladung ist für die Stahlwerke in Dortmund bestimmt«, hatte Hermi erklärt.

Seit er zum Pütt ging, hatten sie keine Fahrradtour mehr unternommen.

Hermi hatte nie wieder davon gesprochen, irgendwann auf dem Pütt aufzuhören. Trotzdem hatte Werner das Gefühl, dass er nicht richtig dazu gehörte. Es war ihm aufgefallen, dass Hermi immer »der Pütt«, sagte, niemals »unser«, wie es ihr Vater tat.

Günter Gessler war ein Stückchen kleiner als er, aber er war ein drahtiger Junge. Werners Herz klopfte wild, als er neben Wiechert zum Ring ging. Wiechert kletterte vor ihm die vier Stufen zum Ring hinauf, trat auf das mittlere Seil, hob das obere hoch und ließ Werner hindurchklettern. Werner spürte den Blick des Rünther Jungen im Rücken, aber er tat so, als beachte er ihn gar nicht. Er stellte sich in die blaue Ecke, die Ecke der Gastmannschaft, legte seine Fäuste auf die Ringseile und hüpfte ein paar Mal, um die Unterschenkel zu lockern. Es sollte so aussehen, als wirke er ganz ruhig, dabei

wurde er immer nervöser, je näher der Kampf heranrückte. Es roch säuerlich nach dem Schweiß, der in den Kämpfen vorher geflossen war.

Wiechert band ihm die Handschuhe zu, zuerst den linken, dann den rechten. Die Brüder hatten ihm erzählt, dass er es immer in dieser Reihenfolge machte. Wiechert war abergläubisch.

»Bleib ganz ruhig«, sagte er dabei. »Mach das, was wir im Training geübt haben. Links-rechts-Kombination, zuerst auf den Körper, dann auf den Kopf. Und rechtzeitig in Deckung gehen, hast du gehört? Vor allem die Deckung ist wichtig. Halt deine Fäuste hoch!«

Der Ringrichter rief sie in die Mitte. Zum ersten Mal hörte Werner seinen Namen über den Lautsprecher.

»Im Schüler-Leichtgewicht treten an: Borgschulte V vom Boxclub Viktoria gegen Günter Gessler aus Rünthe.«

Bei Gesslers Namen brandete Beifall auf.

Der Ringrichter nahm ihre Fäuste und stieß sie gegeneinander. »Kämpft fair, Jungs«, sagte er. »Der Bessere soll gewinnen.«

Sie nickten sich zu, dann gingen sie zurück in ihre Ecken. Wiechert, ein Handtuch im Nacken, kontrollierte noch mal die Handschuhe, wiederholte seine Anweisungen und gab ihm den Mundschutz. Endlich ertönte der Gong. Werner drehte sich um und eilte zur Ringmitte, Gessler ließ sich Zeit. Betont langsam kam er aus seiner Ecke, ließ dabei die Fäuste herunterhängen, als ginge es noch einmal darum, Werner zu begrüßen. Der war irritiert, wusste nicht, wie er reagieren sollte, ließ für einen Moment selbst seine Fäuste fallen und spürte im selben Moment Gesslers Faust im Gesicht. Er verzog die Mundwinkel. Noch mehr aber schmerzte der Aufschrei der Zuschauer. Gessler hatte die Fäuste jetzt in Augenhöhe vors Gesicht gehoben, aber Werner glaubte zu sehen, wie er dahinter grinste. Blöder Trick, auf den

er reingefallen war. Er wurde noch nervöser und begann schon zu schwitzen, obwohl er sich kaum bewegt hatte.

Jetzt muss ich angreifen, dachte er, jetzt muss Gessler die passende Antwort kriegen.

Er stieß die linke Faust vor, wollte gerade mit rechts nachlegen, da wurde er wieder von einer Geraden getroffen. Blitzschnell hatte Gessler seine Faust vorgestoßen, so dass Werner sie gar nicht kommen sah. Wieder ein Aufschrei unter den Zuschauern.

»Lass die Fäuste beim Angriff oben!«, brüllte Wiechert.
»Pass doch auf!«

Werner versuchte es noch einmal. Links zum Körper, rechts zum Kopf und weg. Aber Gessler duckte sich rechtzeitig ab. Am Ende der Runde gab es einen Schlagabtausch, weil jeder eine Kombination ansetzte. Werner kam einmal mit der Rechten durch, musste aber selbst zwei Schläge einstecken, die wehtaten. Seine Wangen brannten.

Er war erleichtert, als endlich der Gong ertönte. Applaus brandete auf, aber Werner wusste, dass er einzig Günter Gessler galt. Er schielte zu Wiechert hinüber, als er in seine Ecke ging. Aber Wiechert sagte nichts. Er drückte ihn auf den Stuhl und wedelte ihm mit dem Handtuch Luft zu. Werner atmete stoßweise, Wiechert wischte ihm den Schweiß aus dem Gesicht.

»Bist zweimal gut ausgewichen«, sagte er dann. »Das war gar nicht schlecht.« Werner war überrascht. Hatte Wiechert nicht gesehen, wieviel Schläge er einstecken musste? Der Ringrichter kam aus der neutralen Ecke, jeden Moment musste der Gong ertönen. Erst da fasste Wiechert ihn an der Schulter.

»Aber warum lässt du die rechte Faust beim Angriff fallen, warum lädst du den Gegner zum Schlag ein?« Er rüttelte ihn. »Lass doch die Faust oben, dann kann nichts passieren.«

Der Gong ertönte. »Los jetzt«, sagte Wiechert, »jetzt zeigst du's ihm.«

Werner ging diesmal langsamer in die Mitte. Er war gewarnt. Während er mit der linken Faust vortastete, dachte er an die rechte. Hochhalten, dachte er, bloß nicht vergessen, sie hochzuhalten.

Er war so sehr auf seine Deckung konzentriert, dass er den Schwinger von Gessler gar nicht bemerkte. Über seiner rechten Faust schlug er ein und traf ihn an der Schläfe. Werner taumelte zurück, Gessler setzte nach, links-rechts zum Körper, einen Haken, den Werner noch halb abwehren konnte, zum Kopf. In den Jubel der Zuschauer hinein wich Gessler zurück und riss die Arme hoch. Werner begriff nicht. Er wollte nachsetzen, wollte endlich selbst treffen, aber der Ringrichter zog ihn zurück. Erst da bemerkte er das Handtuch auf dem Ringboden. Es war das Handtuch von Wiechert.

Tränen schossen ihm in die Augen, während der Ringrichter ihn in seine Ecke führte. Aufgabe, das Schlimmste für einen Boxer. Unentschieden, verlieren, das hatten sie schon erlebt. Aber aufgegeben hatte noch keiner. Er hielt den Kopf gesenkt, wagte nicht, hinunter in die Zuschauerreihen zu schielen, wo seine Brüder standen. Er war nicht nur der Kleinste, er war auch der Schlechteste. Und plötzlich fühlte er eine unsichtbare Wand zwischen sich und seinen Brüdern. Er fühlte sich ausgeschlossen.

Wiechert wischte ihm den Schweiß von der Stirn und öffnete die Schnüre der Boxhandschuhe, während Werner an nichts anderes denken konnte. Seine Brüder hatten Erfolg, sie kamen voran, nur er hatte versagt. Er gehörte nicht mehr dazu. Er brauchte gar nicht mehr mitzugehen zum Training. Aus, vorbei.

»Ist eben nicht jeder gleich gut in einer Familie.«
Wiechert versuchte erst gar nicht, ihn zu trösten.

Die Umkleidekabine war leer, als er sich umzog. Aus dem Raum nebenan hörte er eine aufgeregte Stimme.

»Hast du gesehen, wie ich den verarscht habe? Hab am Anfang ganz lässig getan, so, als wär ich noch gar nicht kampfbereit. Und dann hab ich zugeschlagen, patsch, patsch ...«

Klatschenden Geräusche drangen zu ihm herüber, als wenn jemand mit der Faust in die Handfläche der anderen Hand schlug. Werner hielt sich die Ohren zu. Er beeilte sich mit dem Umziehen. Seine Brüder standen am Ring, als er zurück in die Halle kam. Erwin, Hermi und Siggie hatten schon gewonnen, Günter musste gerade ran. Sie würden den Vergleichskampf gewinnen, trotz Werners Niederlage. Sie waren eben besser als er. Unbemerkt stellte er sich zu ihnen. Er fühlte sich einsam, obwohl er neben ihnen stand.

»Pass auf, Günter! Zeig's ihm!« Siggie rief am lautesten. Günter machte seine Sache gut. Er hielt den Gegner auf Distanz und traf in regelmäßigen Abständen. Auch er würde ...

Werner spürte plötzlich, wie ihm Tränen über die Wangen rannen.

Siggie stieß ihn an. »Hast du gesehen, Günter hat ihn im Griff. Den Kampf lässt er sich nicht mehr nehmen.«

Als er Werners Tränen sah, puffte er ihm gegen den Arm.

»Komm, nimm's nicht so schwer. Wir gewinnen doch trotzdem.«

Werner versuchte zu nicken, obwohl das kein Trost war. Das war es ja gerade.

Erst Hermi verstand ihn. Nach Günters Sieg kam er zu ihm herüber.

»Kopf hoch, Kleiner. Du hast am Anfang nicht aufgepasst. Ein paar dumme Fehler, die sich leicht vermeiden lassen. Danach hast du die Übersicht verloren. Das kann

jedem passieren, besonders beim ersten Kampf. Beim nächsten Mal zeigst du's ihnen.«

Wenn das doch stimmen würde, dachte Werner.

»Sah übrigens gar nicht so schlecht aus, wie du im Ring gestanden hast. Da hast du angedeutet, was in dir steckt. Schnelle Bewegung, flink auf den Beinen. Wenn du keine dummen Fehler mehr machst ...«

Er lachte. »Ich weiß auch schon, was wir beim nächsten Mal ändern.«

Hermi nahm ihn auf den Gepäckträger, als sie zurückfuhren. Als die Brüder in ihrer Freude über den Sieg zu singen anfangen, wurde Hermi langsamer und ließ den Abstand zwischen ihnen und den anderen größer werden.

»Nach dem nächsten Kampf hast du auch Grund zum Singen. Glaub's mir, Kleiner.«

Zu Hause runzelte der Vater die Stirn, während die Mutter ihn besorgt ansah. Aber weil er keine Schwelungen im Gesicht hatte, beruhigte sie sich wieder.

In der Schule erzählte Werner nichts von seinem verlorenen Kampf. Einzig Bernhard durfte es erfahren, weil der sofort gespürt hatte, wie bedrückt Werner war.

»Was ist denn los mit dir? Sag schon, was du hast.«

»Ich hab meinen ersten Kampf verloren.« Er hatte es geflüstert, damit die anderen es nicht mitbekamen. Aber Bernhard hatte trotzdem Trost gewusst. »Weißt du«, hatte er gesagt, »ich hätte niemals den Mut, in einen Boxring zu klettern. Dass du dich das überhaupt traust ...« Er schwieg einen Moment lang. »Du wirst es schon noch schaffen. Du bist zäh. So zäh wär ich auch gern.«

Es tat ihm gut, was Bernhard sagte, den er insgeheim selbst bewunderte. Bernhard wusste viel über andere Länder, über die er alles las, was er in Illustrierten oder in seinen Büchern fand. Über China zum Beispiel, wo es

eine 5000 Kilometer lange Mauer gab, die die Hunnenvölker abwehren sollte. Selbst vom Mond aus, meinte Bernhard, würde man sie erkennen können.

So viel wie Bernhard hätte er auch gern gewusst.

Auf das nächste Training hatte er trotzdem keine Lust, aber sie drängten ihn mitzukommen. Selbst Vetter Wolfgang machte einen Umweg, um ihn abzuholen.

»Los, Kleiner, lass dich nicht hängen.« Günter puffte ihm freundschaftlich in die Seite. Erwin und Siggie nahmen ihn in die Mitte, während Hermi den Trainingsbeutel mit den Handtüchern trug. Auch sein Vater versuchte, ihm Mut zu machen, bevor sie losgingen.

»Denk dran, so leicht lassen wir uns nicht unterkriegen. Wir sind Borgschultes, wir geben nicht auf.«

So ähnlich hatte das auch Hermi gesagt und ihm dabei auf die Schulter geklopft.

Nur die Mutter hielt sich zurück. Lange blickte sie ihn an. Er wusste, was sie dachte, denn am Abend nach seiner Niederlage, als die Brüder schon schliefen und Werner noch mal über den Flur zur Toilette musste, hatte er gehört, wie sie mit dem Vater über ihn sprach.

»Bist du auch sicher, dass Boxen der richtige Sport für Wernerken ist? Sie heißen zwar alle Borgschulte, aber sie sind doch alle verschieden.«

»Lass ihm noch eine Chance«, hatte der Vater geantwortet. »Nach dem nächsten Kampf reden wir weiter.« Werner hatte sich bemüht, auf dem Flur und auf der Toilette keine Geräusche zu machen. Sie sollten nicht mitbekommen, dass er alles gehört hatte. Als er wieder im Bett gelegen hatte, war er sicher gewesen, dass er zum nächsten Kampf gar nicht mehr antreten würde.

Sie trauten ihm nichts zu. Sie redeten zwar so, aber in Wirklichkeit dachten sie anders. Wozu sollte er noch mal kämpfen?

Nur widerwillig ließ er sich zum Training überreden. Sie zogen ihn mehr, als dass er mitging. Wiechert beachtete

ihn gar nicht, als er in Sportkluft in die Halle trat. Er tat so, als wäre er Luft für ihn. Hermi merkte es. Er überhörte, dass Wiechert ihn selbst zum Aufwärmtraining aufforderte und führte Werner stattdessen zum Sandsack.

»Komm, üb noch mal die Schlagkombinationen. Und denk dran, dass du beim Angriff die Fäuste oben lässt. Sonst fängst du dir wieder die Konter ein.«

Als Werner es am Sandsack nicht richtig machte, zog Hermi ihn in eine Ecke.

»Los, greif mich an. Aber denk an deine Fäuste. Wehe, du lässt sie hängen. Ich haue zu, Kleiner. Ich bestrafe jeden Fehler.«

Werner strengte sich an. Linke Führhand vor, rechte Faust vors Kinn. Und weg. Rechte Gerade vor, linke Faust vors Kinn. Und weg. Es klappte und er traf Hermi ein paar Mal. Der lobte ihn. »Na bitte, es geht doch.«

Als Werner wieder einmal die Deckung vergaß, schlug Hermi blitzschnell zu. Aber nicht fest. Werner hatte das Gefühl, dass er die Faust im letzten Moment abgestoppt hatte.

Erst als Hermi leise mit Wiechert gesprochen hatte, kam der auf ihn zu.

»Kopf hoch, Werner«, sagte er. »In vierzehn Tagen kriegst du die nächste Chance. Dann versuchst du's noch mal. Bis dahin ist Zeit genug zum Training.«

Aber es klang nicht so, als erwartete er viel von ihm.

Vierzehn Tage später war es so weit. Ein Einlagekampf, eingeschoben zwischen die Kämpfe der Großen. Werner sollte als Einziger von den Schülern antreten. Es kam ihm so vor, als wollte Wiechert ihn noch mal außerhalb eines Vergleichskampfs testen, wo es nicht um Punkte ging, obwohl er so tat, als wäre es eine Auszeichnung für ihn, im Einlagekampf zwischen den Großen antreten zu dürfen.

»Die andern können nur einen Schüler stellen, und da hab ich gedacht, wir probieren's mit dir.«

Als Werner sich allein in der Kabine umzog, war er sicher, dass es sein letzter Kampf sein würde. Anfangs bedrückte ihn die Vorstellung. Einmal noch in den Ring, dann würde es aus sein für immer. Es fiel ihm schwer, sein Boxtrikot anzuziehen. Fast musste er sich dazu zwingen. Dann fühlte er sich plötzlich erleichtert. Es war, als fiele eine Zentnerlast von ihm ab. Wenn er sich schon abgefunden hatte damit, wenn es sowieso sein letzter Kampf war, war auch egal, wie er ausging. Er klammerte sich an den Gedanken, schnürte die Boxstiefel und spürte, wie er von Sekunde zu Sekunde ruhiger wurde.

Die Tür ging auf, Werner hob nicht einmal den Kopf. Er wusste, dass Wiechert ihn zum Kampf holen wollte. Doch als es still blieb, schaute er auf. Hermi stand vor ihm.

»Was willst du denn hier?« Sofort wurde er wieder unruhig. Was Wiechert über ihn dachte, war ihm gleichgültig. Aber seine Brüder sollten nicht mitkriegen, wie er sich fühlte. Und Hermi schon gar nicht.

»Ich stehe heute in deiner Ringecke.« Hermi lachte. »Ja, da staunst du, was? Wiechert war einverstanden, dass ich es heute mache. Dieses eine Mal.«

»Du?«

»Na klar. Meinst du, ich lass zu, dass du noch mal so blöde Fehler machst? Heute läuft das anders, Kleiner. Das sag ich dir. Heute ist dein Tag.«

Werner war sprachlos.

Hermi legte den Arm um ihn. »Los jetzt, Kleiner.«

Als Werner die Halle betrat, sah er, dass Wiechert sich um einen Boxer aus der Seniorenmannschaft kümmerte, der gerade seinen Kampf hinter sich hatte.

»Unser Mann hat gewonnen«, erklärte Hermi. »Wir liegen weit in Führung. Das ist ein gutes Zeichen.«

Als Werner seinen Gegner sah, erschrak er. Ein großer, schlacksiger Junge stand in der anderen Ringecke, bewegte sich in den Schultern und deutete seine Schläge an.

»Ist der wirklich meine Gewichtsklasse?«

»Lass dich nicht täuschen, Kleiner.« Hermi klopfte ihm auf die Schulter. »Der ist zwar viel größer als du, aber du siehst doch, was für ein Handtuch das ist. Geh in den Infight, ziel auf seinen Körper! Damit ziehst du die Deckung runter. Dann sofort den Schwinger zum Kopf. Und denk dran, immer bewegen! Hast du gehört, Kleiner? Du darfst auf keinen Fall stehen bleiben! So ein langer Kerl braucht Zeit für seine Schläge. Die darfst du ihm nicht geben.«

Werner lockerte seine Beinmuskulatur und schaute dabei auf den Ringboden. Hermi fasste ihn ans Kinn und hob seinen Kopf hoch. Er schaute ihm fest in die Augen.

»Los jetzt, Kleiner. Heute zeigst du's allen. Wir geben nicht auf! Niemals tun wir das. Zeig, was du drauf hast!« Der Gong ertönte. Werner ging in die Ringmitte. Er kniff die Augen zusammen, fixierte den Gegner und spürte plötzlich, wie er Wut auf ihn bekam. Der war es, der ihn aufhalten wollte, dieser magere Hänfling! Er schüttelte unwillkürlich den Kopf.

Plötzlich bemerkte er, wie sein Gegner zauderte, wie er einen Schritt zurückwich. Werner spürte seine Chance. Er stürmte nach vorn und schlug zu, links, rechts auf den Körper. Es klatschte laut. Blitzschnell duckte er sich und spürte am Luftzug, wie die Faust des anderen an seinem Kopf vorbeiflog.

»Klasse, Kleiner!« Das war Hermis Stimme gewesen. Werner tänzelte vor seinem Gegner herum. Er stand nicht eine Zehntelsekunde still, sah dabei, wie der Gegner nach einer Lücke in seiner Deckung spähte, aber gerade, wenn er glaubte, eine gefunden zu haben, wich

Werner aus. Bei seiner nächsten Kombination traf er sogar den Kopf des Langen.

»Guck dir den Kleinen an!« Irgendeiner der Zuschauer rief es durch die Halle. »Klein, aber oho!« Werner konnte ein Grinsen nicht unterdrücken. In der Rundenpause strahlte Hermi.

»Mensch Kleiner, du bist noch besser, als ich gedacht habe. Der Lange hat mächtig Bammel. Versuch, gleich nach dem Gongschlag den nächsten Treffer zu landen, dann ist er fertig.«

Zögernd kam der andere zur zweiten Runde aus seiner Ecke. Werners erster Schlag ging zwar daneben, aber der nächste saß. Diesmal musste er sich gar nicht mehr ducken. Seinem Gegner fehlte der Mut, sofort zu kontern. Werner versuchte, sich weiter schnell zu bewegen, aber mit der Zeit begann er, nach Luft zu schnappen. Einen Moment lang passte er nicht auf, und die Faust des anderen traf ihn hart an der Schläfe.

»Bewegen, Kleiner! Nicht einschlafen!« Hermis Stimme klang ein wenig nervös. Werner schnaufte, er hatte das Gefühl, keine Luft mehr zu bekommen, aber er zwang sich, wieder vor dem Gegner hin- und herzutänzeln.

Hoffentlich mach ich nicht schlapp, dachte er. Er riss den Mund auf. Seine Lippen wurden trocken, die Zunge klebte am Gaumen. Er hatte Lust, den Mundschutz auszuspuken, um besser atmen zu können. Im selben Moment hörte er, wie auch sein Gegner schnaufte. Ein Gefühl des Jubels überkam ihn. Werner sprang vor und schlug blitzschnell zu, links auf den Körper, rechter Haken zum Kopf. Es kam ihm so vor, als wäre der Körper des anderen weicher geworden, als steckte keine Kraft mehr darin. Bis zur nächsten Pause musste er noch zwei Schläge einstecken, teilte aber genauso viel aus.

Hermi hielt ihm eine Pulle mit Wasser hin, als er sich auf den Schemel gesetzt hatte. »Nur den Mund ausspülen, nicht trinken, Kleiner.« Werner nahm einen

kräftigen Schluck, spülte den Mund aus und spuckte in den Eimer, den Hermi ihm bereithielt.

»Bleib jetzt verhalten, Kleiner. Du hast einen großen Vorsprung. Warte, bis er angreift und such dann deine Chance.«

Aber sein Gegner griff nur noch selten an. Er war genauso kaputt wie Werner. Wenn er mal einen Angriff versuchte, klammerte Werner und schindete so lange Zeit, bis der Ringrichter sie trennte. Unendlich lange dauerte die letzte Runde. Er hörte nicht mehr die Schreie der Zuschauer, nicht mehr ihre Pfiffe, bis endlich der Gong ertönte.

Werner schwankte in die Ecke und ließ sich auf den Hocker fallen, den Hermi ihm hinstellte.

»Das war's, Kleiner.« Er klopfte ihm ein paarmal auf die Schulter. »Du bist klarer Punktsieger, daran gibt's keinen Zweifel.«

Der Ringrichter winkte beide Boxer in die Ringmitte. Werner stellte sich links neben ihn und spürte, wie der Ringrichter nach seiner rechten Faust griff und sie fest drückte.

»Sieger nach Punkten mit drei zu null Richterstimmen ...«

Er zögerte einen Moment lang, bevor er fortfuhr.

»... Borgschulte V vom Boxclub Viktoria!«

Er riss Werners rechten Arm in die Höhe.

Applaus ertönte, aber Werner hatte nur Augen für Hermi, der in seiner Ecke stand, die geballte Faust hochhielt und ihn anstrahlte. Er wollte hin zu ihm, wollte ihm in die Arme fallen, aber der Ringrichter ließ ihn nicht los, zog ihn mit sich und so sah Werner, dass auch die Zuschauer in seinem Rücken Beifall spendeten.

»Hast prima gekämpft, Kleiner«, sagte der Ringrichter dann. »Nur dass man sich als Sieger vor den applaudierenden Zuschauern verbeugt, musst du noch lernen.«

Hermi fasste ihn um die Hüfte und hob ihn hoch.
»Na siehst du, Werner. Hab dir doch gesagt, du packst es.«
In der Kabine kam auch Wiechert zu ihm. »Hast einen prima Kampf geliefert«, sagte er und puffte ihm in die Seite. »Zwischendurch hab ich gedacht, da steht ein ganz anderer im Ring als beim ersten Mal. Na macht nichts, der Kampf ist jetzt vergessen. Beim nächsten Staffelpampf bist du dabei.«
Werner vermisste nur eines: die Tafel Schokolade, die es nach den ersten Einlagekämpfen gegeben hatte. Aber dieser Brauch war längst aufgegeben worden. Jetzt, wo genug Schüler im Verein waren, war es nicht mehr nötig, mit Schokolade zu werben.
Erst als sie nach Hause fuhren, Werner wieder bei Hermi auf dem Gepäckträger, als sie laut und ausgelassen sangen, fiel ihm auf, dass Hermi ihn nach dem Kampf mit seinem Vornamen angedet und nicht mehr Kleiner zu ihm gesagt hatte.

Nie zu vergessen

Nie zu vergessen, niemals
Freund Walter soll zum Spielen
kommen, ich klinge
an der Haustür, seine Mutter

öffnet. Ach Heinzchen, sagt sie
warte hier, ich hole ihn. Sie geht
dreht sich jedoch noch einmal
um. Warte aber hier, sagt sie

Sie ist Metzgermeistersgattin
Bergleute wie mein Vater lassen
anschreiben bei ihr. Doch meine Eltern

tun das nie, würden eher hungern
Ja, ich warte und spüre erstmals den
Rucksack auf den Schultern, den ich
seither nie verlor. Niemals. Warte aber hier.
Ja, ich warte, denk, es kommen auch noch

andre Zeiten. Ja, sie kamen, doch der
Rucksack blieb. Da half auch nicht
was ich im Leben schaffte, nichts half
er drückt bis heute. Warte aber hier

Auszug aus »Leere Tage«

1. Sie hatten während der gesamten Fahrt keinen Sitzplatz gefunden, denn der Zug war überfüllt gewesen. Bei jedem Stopp war das Gedrängel größer geworden, eingequetscht hatten sie im Gang gestanden, Karla dicht an ihn gelehnt, während er sich an der Rückenlehne eines Sitzes festgehalten hatte. Am Hauptbahnhof in Duisburg hatte er für einen Moment das Gefühl gehabt, dass sie gar nicht rauskommen würden, so voll war der Bahnsteig gewesen. Mengen an jungen Leuten hatten sich zu den Treppen geschoben, die meisten in T-Shirts, einige von ihnen hatten rot oder gelb gefärbte Haare. Nur wenige ältere Leute waren dazwischen gewesen, eine Frau mit schwerer Einkaufstasche, die sich misstrauisch umschaute, weil ihr die Leute nicht geheuer waren, ein etwa vierzigjähriger Mann, der einen Rolli hinter sich herzog und immer wieder stecken blieb im Trubel. Sven hatte darauf geachtet, Karla nicht zu verlieren, denn sie war ausgelassen gewesen, hatte schon den ganzen Tag über Vorfreude versprüht, die nach und nach auch ihn erfasst hatte.

Karla wollte tanzen, wollte nichts anderes als sich tragen lassen von der Musik und dem hämmernden Rhythmus.

Im Zug war es nicht möglich gewesen, sich zu bewegen, aber jetzt wollte Karla es nachholen, wollte bei jeder kleinen Lücke mit den Hüften wippen, wollte ihren Körper spüren, wie sie das nannte, und sich mitreißen lassen.

Einmal hätte er sie fast verloren. Da hatten sich ein paar Jungen zwischen ihm und Karla gedrängt und ihr war nicht einmal aufgefallen, dass er zurück blieb. Nach ihr zu rufen hätte nichts gebracht, viel zu viele Leute riefen, grölten oder sangen irgendwas. Nein, er musste sich durchkämpfen zu ihr, musste andere beiseite schieben, rücksichtslos, bis er sie wieder zu fassen bekam. Ja, in dem Moment hatte er es geschafft, sie festzuhalten. Sie hatte gelacht, als sie den Druck seiner Hand an ihrem Arm spürte, und er hatte ebenfalls lachen müssen.

»Pass doch auf, ich will dich nicht verlieren.«

Genau das war es gewesen, was er gesagt hatte und erst viel später war ihm der tragische Sinn dieses Satzes aufgefallen. Ich will dich nicht verlieren ...

Als sie die Treppe hinunter gegangen waren, hatte sich die Menge verteilt. Es hatte Platz genug gegeben, um seinen Arm um ihre Schulter zu legen, und er hatte gespürt, wie sie sich bei jedem Schritt in den Hüften wiegte, gradeso, als könnte sie schon die Musik hören, wegen der sie gekommen waren. In dem Moment hatte es ihm gefallen, dass sie hier waren. Ja, er war immer so zögerlich und brauchte lange, bis er sich für eine Sache entscheiden konnte, Karla dagegen war ganz anders. Sie konnte sich schnell für eine Sache begeistern, aber jetzt hatte die Begeisterung auch ihn erfasst.

»Die Loveparade muss man mal gesehen haben. Davon kann man noch den eigenen Kindern erzählen.«

»Unseren Kindern?«

»Du deinen und ich meinen.«

Er hatte sie fragend angesehen, während sie das sagte.

»Na gut, vielleicht auch unseren gemeinsamen.«

Es war ein Satz, der ihm immer einen Stich ins Herz versetzte, wenn er an ihn dachte. Unseren gemeinsamen. Das Festgelände befand sich direkt neben dem Bahnhof. Sie mussten also nicht weit laufen, nur eine Rampe hinunter, unter eine Unterführung hindurch, dann wieder eine Rampe hoch und schon waren sie da. Nichts, das Anlass zur Sorge geben könnte, so dass er sich über den Weg dorthin überhaupt keinen Gedanken gemacht hatte. Im Gegenteil, er hatte es gut gefunden, dass sie nur unter der Unterführung durch mussten. Sie würden schnell da sein und ebenso schnell wieder zurück. Während sie sich dem Festplatz näherten, wurde das Gedränge größer. Von hinten wurde geschoben, nach vorn hin staute es sich, aber sie kamen voran, Schrittschrittchen für Schrittschrittchen. Karla schien gar nicht zu bemerken, wie sich die Masse zusammen schob, wie der Druck von allen Seiten wuchs.

»Freust du dich?«, hatte sie gerufen, und obwohl sie nur einen halben Meter von ihm entfernt stand, hatte er Mühe gehabt, ihre Stimme zu verstehen. Ja, er hatte sich gefreut, verdammt noch mal, das hatte er.

Aus der Ferne war schon die Musik zu hören gewesen, der hämmernde Rhythmus der Bässe, zwischendurch immer wieder Fetzen von Gesang. Sie hatten begonnen, den Rhythmus aufzunehmen, in den Beinen zu wippen und sich gefreut, dass es sie nun den ganzen Tag begleiten sollte.

Wann, musste er später immer wieder denken, wann hätte er ahnen müssen, dass er sich gar nicht freuen durfte, dass die Gefahr nicht mehr anrollte, sondern längst da war. Aber er hatte sie nicht gespürt, diese Gefahr, und Karla schon gar nicht. Auch die anderen um ihn herum schienen zu glauben, dass es ein kurzfristiger Stau wäre, der sich jeden Moment auflösen könnte. Gespannte Erwartung, Vorfreude war in den Gesichtern zu

lesen gewesen. Bei den Rufen war es nur darum gegangen, den Kontakt nicht zu verlieren und Hinweise zu geben, ob sich vor ihnen nicht endlich der Knoten löste. Sie waren langsam in die Unterführung gedrückt worden, und erst, als sich gar nichts mehr rührte, als der Stillstand komplett war, waren die ersten noch vor der Unterführung an den Seiten ausgebrochen, an einer Stange hochgeklettert oder auf eine Treppe an der Seitenwand gestiegen und hatten sich von Ordnern hochziehen lassen. Ein Mann von etwa vierzig hatte sich verzweifelt an dem Geländer der Treppe festgeklammert und gehofft, dass die Ordner ihn endlich darüber ziehen konnten. Ein paar Mal war es misslungen, dann endlich hatte er auf der Treppe gestanden, tief durchatmend. Noch einmal hatte er nach unten geblickt, Erleichterung im Gesicht, dann war er langsam die Treppe hinaufgestiegen.

Was hatte Sven gedacht in dem Moment? Dass es blöd war, so kurz vor dem Ziel aufzugeben? Oder dass es besser wäre, sich auch hochziehen zu lassen? Er wusste es nicht mehr. Es war auch egal gewesen, sie wären sowieso nicht bis an den Rand gekommen. Sie hatten mittendrin gestanden und hätten auch nicht mehr zurück gekonnt, weil der Druck von hinten immer stärker geworden war.

Sven hatte bemerkt, dass es in der Mitte des Tunnels, etwa in Höhe der Aufgangsrampe, eine Reihe von Polizisten gab, die die Menge aufstaute. Warum taten sie das, was wollten sie damit bewirken? Merkten sie nicht, dass sie einen immer stärker werdenden Druck erzeugten?

Karla hatte zu diesem Zeitpunkt noch immer gelächelt, aber von einem Moment zum anderen waren die Grübchen in ihrem Gesicht, die er so liebte, verschwunden. Ratlosigkeit sprach plötzlich aus ihren Augen, als sie ihn ansah. Bleib bei mir. Er glaubte zu sehen, was sie in dem Moment dachte.

Dann kam der Druck einer Welle so gewaltig von hinten, dass der Kopf eines Mädchens gegen Svens Schulter gepresst wurde. So fest wurde ihr Gesicht gegen sein T-Shirt gedrückt, dass das Mädchen nicht einmal rufen oder stöhnen konnte. Sven konnte gar nicht anders als den Druck nach vorn weiterzugeben. Spitze Schreie ertönten, Gekreische. Ob Karla auch geschrien hatte, konnte er nicht feststellen.

Dann wurde sie zum ersten Mal von ihm weggedrängt, weil die nächste Welle diesmal nicht von hinten, sondern von der Seite kam. Drei, vier Jungen wurden zwischen ihn und Karla geschoben. Jetzt kreischte sie wirklich, streckte mit weit aufgerissenen Augen ihre Hand nach ihm aus, und er bekam sie zu fassen, weil einer der Jungen sich zur Seite beugte. Er zog, er zerrte, sie kamen sich wieder näher, und er atmete auf. Aber das letzte Stückchen, dieses verdammte letzte Stückchen, das sie wieder zusammengebracht hätte, schaffte er nicht, denn in diesem Moment gab es den nächsten Stoß. Karla wurde weggedrückt, sie konnte seine Hand nicht mehr halten, ihr Mund stand offen, aber er konnte nichts hören. Es war eine Welle, die sie nicht nur von ihm fortriss, sondern die sie kleiner machte, immer kleiner, bis er begriff, dass sie dabei war, überrollt zu werden.

Karla! Wie oft hatte er seither ihren Namen gerufen? Karla! Wie oft hatte er ihn damals gerufen? Er sah ihren nach rechts gedrückten Kopf, sah die Hand, die sie ihm entgegenstreckte, konnte sich aber nicht weiter vorbeugen, ohne selbst das Gleichgewicht zu verlieren und in der Welle zu versinken. Er sah sie noch, sah sie noch immer. Konnte nicht eine andere Welle sie wieder hochspülen, konnte sie ihr nicht das Gleichgewicht zurückgeben, das helfen würde, nicht in der Flut zu versinken? Aber sie sank, er sah noch ihren Kopf, ihre Augen, ihre Haare, danach nur noch die ausgestreckte Hand und dann nichts mehr von ihr.

Für einen Moment glaubte er, dass es totenstill geworden wäre, aber das war eine Täuschung gewesen. Er reckte den Kopf hoch, wollte sehen, ob er sie nicht noch mal entdecken konnte, stützte sich für einen Moment auf die Schulter seines Vordermanns, um größer zu werden, aber der Junge schüttelte ihn sofort ab aus Angst, niedergedrückt zu werden und selber zu versinken.

Dann sah er, dass immer mehr Menschen in der Flut versanken, dass manche von Freunden hochgerissen wurden und sie es wirklich schafften, ihr Gleichgewicht wiederzufinden, während andere nach kurzem Auftauchen erneut versanken.

Karla blieb verschwunden. Er wollte sich hindrängen zu dem Ort, wo sie versunken war, wollte sie hochreißen, aber er kam nicht von der Stelle, alle um ihn herum dachten jetzt nur noch an sich und ließen niemanden vorbei.

Er hatte nicht vergessen, was er in den Sekunden gedacht hatte. Noch lebt sie, hatte er gedacht, noch hat die Welle sie nicht erstickt, noch könnte ich sie rausreißen aus der Flut. Wild hatte er sich aufgebäumt und sich doch keinen Zentimeter zu ihr hindrängen können.

Jetzt ringt sie um ihren letzten Atem, jetzt treten irgendwelche Füße sie endgültig in den Dreck, jetzt liegt sie hilflos am Boden. Niemand, das wusste er, würde bei seinen Schritten darauf achten, was sich unter seinen Schuhen befand.

Er selber schaffte es später nicht, spürte einmal einen weichen Körper und zog sein Bein schnell zurück, nur um nach einem Stoß noch einmal darauf zu treten. Jetzt sogar noch heftiger, weil er drohte, selber das Gleichgewicht zu verlieren.

Es blieb dabei. Karla war untergegangen. Sie war versunken in der Flut.

Karla hatte bei ihrem Opa gewohnt. Vielleicht war es ihr anfangs unangenehm gewesen, es ihm gegenüber zugeben. In seine Wohnung hatte sie nicht kommen wollen, deshalb hatten sie sich zuerst in der Brasserie, im Kino und zum Spaziergang über den Westenhellweg getroffen. Es war während eines Kinobesuches gewesen, dass sie sich zum ersten Mal geküsst hatten. Die Initiative dazu war von ihm ausgegangen, Karla hatte im ersten Moment zurückgezuckt, es dann aber geschehen lassen. Einmal hatte er von einem Film, einer wenig aufregenden Liebesgeschichte zwischen einem jungen Mann und einer älteren Frau, so gut wie nichts mitgekriegt. Sie hatten geknust, sich gestreichelt und er hatte gespürt, wie auch bei ihr das Verlangen stieg.

Danach hatte sie ihn eingeladen, am nächsten Tag zu sich zu kommen. Erst in dem Moment war er sicher gewesen, dass sie jetzt ein Paar waren. Sie hatte das bestimmt, nicht er.

Später hatte sie ihm erklärt, dass ihr Zögern nichts mit dem Opa zu tun gehabt hätte. Ihr Opa wäre ihre Familie, es gäbe keinen Grund, ihn zu verstecken oder sich seiner wegen zu schämen. Sie hätte eben nicht gewusst, ob sie nach dem Betrug ihres Freundes so schnell wieder eine neue Beziehung haben wollte.

Karla war stolz, hatte er da gemerkt. Er durfte sie nicht verletzen, wenn ihre Beziehung klappen sollte.

Sie hatte in der Nordstadt gewohnt, allerdings nicht an der Mallinckrodtstraße, die mit ihren Platanen auf dem Mittelstreifen das Viertel durchzieht und am unteren Ende fest in türkischer Hand ist. Nein, nicht dort, sondern ein Stückchen entfernt in einer Seitenstraße.

Die Stadt versuchte einiges, um das Viertel aufzuwerten. Der angrenzende Nordmarktpark war mit seinen Blumenbeeten und Sitzecken schön geworden, frei von den Alkoholikern, die ihn eine Zeitlang in Beschlag genommen hatten und für die nun Saufräume irgendwo am

Rande bereitstanden. Orte, die ihr Problem nicht lösten, aber wenigstens den Kindern von der Grundschule neben dem Park einen Anblick ersparten, an den sie sich nicht gewöhnen sollten. Später, als sie sich schon länger kannten, hatte Sven dort an warmen Tagen manchmal mit Karla auf einer Bank gesessen und sie hatten über alles Mögliche geredet. Immer mal wieder über ängstliche Patienten und ihre Angst vor dem Bohrer, Geschichten, die Karla liebte. Über Orte, die sie zusammen besuchen sollten, manchmal hatte er ihr auch von der Uni erzählt. Zwischendurch, wenn er seinen Blick über den Park und die angrenzende Straße gleiten ließ, hatte er gedacht, wie es wohl wäre, wenn er hier als Sozialarbeiter eine Anstellung bekommen würde und die Nordstadt sein Arbeitsbereich würde. Es würde schwierig sein, hatte er gedacht, ganz bestimmt würde es das, aber er würde damit klarkommen. Damals hatte er sich viel zugetraut. Karlas Opa hatte eine Dachwohnung in einem dreistöckigen Haus gemietet. Er war nervös gewesen, als er die Treppe mit den ausgetretenen Holzbohlen hochlief. Was würde ihn bei Karla erwarten? Er war nervös und auch erregt. Umso größer die Überraschung, als plötzlich der alte Mann vor ihm stand. Um Gottes Willen, was hatte das denn zu bedeuten? Von dem Alten hatte Karla ihm bisher nichts erzählt. Die Nervosität blieb, die Erregung schwand.

»Hallo«, sagte der Alte.

»Hey«, antwortete Sven und blieb auf der obersten Treppe stehen. Einen Moment lang musterten sie sich, dann erschien Karla in der Wohnungstür, fasste den Mann an den Arm und zog ihn zurück.

»Opa, du sollst nicht immer so neugierig sein. Ich erkläre dir alles, wenn es so weit ist.«

Der Opa grinste wie ein ertappter Schuljunge und ließ sich widerstandslos in die Wohnung ziehen. Als Sven sie kurz darauf betrat, war er verschwunden.

Im Flur befand sich gleich hinter der Tür ein altmodischer Mantelständer aus dunkelbraunem Holz und mit einem Spiegel daneben. Karla forderte ihn auf, seine Jacke dorthin zu hängen. Ein paar Bilder befanden sich an den Wänden, alle zeigten irgendwelche Landschaften mit Wald und Bach. Manchmal waren Tiere darauf, manchmal Menschen. Bilder wie aus einer längst vergangenen Zeit. Die Tür zum Zimmer am Ende des Flurs stand halb offen. Es war das Wohnzimmer mit einem Plüschsofa und dunklen Eichenmöbeln. Bottroper Barock, noch altmodischer als die Möbel von Svens Eltern. Sven konnte nur einen Teil des Zimmers einsehen, vielleicht hatte sich der Opa in den anderen Teil zurückgezogen, wo der Fernseher stand, den er nicht sehen, aber hören konnte. Wahrscheinlich lief da gerade eine Talkshow, denn eine Männerstimme wurde immer wieder von Applaus unterbrochen.

Klara zog ihn in das Zimmer direkt gegenüber vom Mantelständer. Es war ihr Zimmer. Ein breites Bett, zugedeckt mit dunkelblauer Bettdecke, unter der auch die beiden Kopfkissen verschwanden, stand mit dem Kopfende direkt unter dem Fenster. Die hellgelben Gardinen passten gut zum Blau des Bettes. Links befand sich ein grauer Schrank mit zwei Schiebetüren, rechts stand, eingequetscht vom Bett, ein kleiner Schreibtisch mit einem Computer darauf. Wenn Karla dort etwas erledigen wollte, musste sie auf dem Bett sitzen, für einen Stuhl war kein Platz mehr. Über dem Schreibtisch hing ein Kalender mit einem Foto, das Karla mit einem jungen Mann zeigte. Dem Australier, musste Sven denken, sie hatte mit Fotos von ihnen beiden einen Kalender gebastelt, der überholt war, den sie aber nicht abgehängt hatte. Ob sie noch immer nicht von ihm loskam?

Quatsch, dachte Sven dann, sie brauchte einen Kalender, um sich über das Datum eines einzelnen Tages zu informieren und woher sollte sie jetzt, im Sommer, einen anderen bekommen?

Sie setzten sich nebeneinander auf das Bett.

»Mein Reich«, sagte sie, »gefällt es dir?«

Er nickte, obwohl er nicht verstand, warum sie so beengt wohnte. Sie hatte einen sicheren Job, verdiente deutlich mehr Geld als er, bewohnte aber nur ein Zimmer in der Wohnung ihres Opas. Er dagegen leistete sich eine kleine Wohnung, in Eving zwar, wo es billig war, aber immerhin. Der Gedanke, dass sich direkt hinter der Wand der Opa befand, beunruhigte ihn. Bereitete ihr das etwa keine Probleme? Fühlte sie sich nicht beobachtet oder kontrolliert? Er merkte selbst, wie verkrampt er auf der Bettkante saß.

Auch Karla fiel es auf.

»Ich kann meinen Opa nicht im Stich lassen«, sagte sie, »so lange es keinen triftigen Grund dafür gibt, kann ich es einfach nicht. Mein Opa braucht mich und ich brauche ihn.«

Er nickte wieder, obwohl er es nicht verstand. Welchen triftigen Grund brauchte sie, um die Wohnung ihres Opas zu verlassen, außer dass sie Krach mit ihren Eltern hatte und hierhin geflüchtet war. Ja, dachte er im ersten Moment, das könnte es sein, sie war hierher geflüchtet. Aber er verwarf den Gedanken sofort wieder. Nach einem Provisorium sah das Zimmer nicht aus. Eher wie eines, das sie schon länger bewohnte und weiter behalten wollte. Merkwürdige Beziehung zu einem Opa, dachte er.

»Gefällt es dir trotzdem bei mir?«

Er musste grinsen über ihre Frage. Ja, es gefiel ihm, weil sie ihm gefiel. Und außerdem war er nicht hierhergekommen, um ihre Wohnung zu besichtigen.

Trotzdem brachte er es wieder nur zu einem Nicken.

Sie schien die Anspannung ebenfalls zu spüren, eine Zeitlang saßen sie stumm nebeneinander, Karla hatte ihre Hände unter die Oberschenkel geklemmt. Dann gab sie sich einen Ruck, legte einen Arm um seine Schulter und begann, ihn zärtlich zu küssen. Es war genau das, worauf er gehofft hatte, aber es verlief trotzdem völlig anders. Verdammt, er wurde die Vorstellung von ihrem Opa nicht los, der sich direkt hinter dieser Wand befand und der sein Ohr womöglich dagegen presste.

Sie zog heftiger, damit er sich zu ihr hinüberbeugte, sie wollte, dass er ihre Küsse erwiderte, aber er blieb abwartend. Sie tat so, als würde sie es nicht merken, rückte näher ran an ihn, legte seine Hand auf ihren kleinen, festen Busen und küsste ihn weiter. Nach und nach schaffte er es, ihre Küsse zu erwidern.

Plötzlich hörte er Schritte auf dem Flur, sehr laute, als würde jemand bewusst fest auftreten, kurz danach fiel die Wohnungstür ins Schloss. Sie hörte auf, ihn zu küssen, ihr Gesicht war jetzt ganz nah, ihre Augen strahlten ihn an, die Grübchen neben den Mundwinkeln wurden sichtbar.

»Na siehst du, er ist gar nicht so. Ein bisschen neugierig, das stimmt, aber sonst lässt er mich machen was ich will.«

Kurz drauf lagen sie nackt unter der blauen Bettdecke und er erkundete zum ersten Mal sanft ihren Körper, tastete sich langsam vor, streichelte die Innenseiten ihrer Schenkel, küsste ihren Busen, während er ihre Finger auf seinem Körper spürte, auf der Brust, zwischen den Beinen. Sie genoss seine Umarmung, er spürte es. Sie war entspannt, ganz weich und gab jeder Anregung, die er mit seiner Hand forderte, nach. Dann hörte er zum ersten Mal, wie sie die Luft zwischen den zusammengebissenen Zähnen einsog, er legte sich auf sie, drang in sie ein, genoss die Wärme ihres Körpers und verströmte sich in ihr.

Danach hatte er zum ersten Mal das Gefühl gehabt, angekommen zu sein. Ja, das war das Wort, das er damals wirklich gedacht hatte. Er war angekommen, weil er den Punkt gefunden hatte, von dem aus sich sein Leben entwickeln konnte. Dieser Moment, hatte er gedacht, sollte nie vergehen, immer sollte sie neben ihm liegen, weil er nichts anderes brauchte als sie.

Aber war das nicht ein Glaube im Überschwang seiner Gefühle, hatte er sich dann gefragt. War er haltbar oder würde er vergehen wie die anderen davor? Nein, das würde er nicht, es war anders als mit den anderen zuvor. Er spürte eine Nähe wie er sie noch nie empfunden hatte.

Als wollte sie es ihm bestätigen, begann sie wieder, ihn zu streicheln, ganz zärtlich, überhaupt nicht fordernd und genau das war es gewesen, was ihn wieder erregte, was ihn wieder dazu brachte, in sie einzudringen und noch einmal ihre Wärme zu spüren.

Später saßen sie tatsächlich alle zusammen am Küchentisch, Karla, ihr Opa, der die Wohnung für gut zwei Stunden verlassen hatte und Sven, tranken Tee und redeten miteinander. Karla erzählte, dass sie gestern eine frühere Bekannte vom Opa getroffen hätte, deren Sohn vor kurzem gestorben sei. Warum er und nicht ich, hätte sie immer wieder gefragt. Der Opa hörte aufmerksam zu, blickte zwischendurch aber neugierig zu Sven hinüber als wollte er fragen: »Na, wie war's?«

Sven war egal, was er dachte. Es war gut so, wie es war. Gut mit ihm, mit Karla und sogar mit ihrem Opa.

Ein paar Wochen später, nachdem sie wieder in Karlas Zimmer zusammen gewesen waren, musste Karla anschließend sofort weg. Sie hatte sich mit ihrer Kollegin Anja, der anderen Sprechstundenhilfe, in einer Pizzeria verabredet. Als Sven mit ihr die Wohnung verlassen wollte, hielt der Opa ihn zurück.

»Wenn Karla geht, kannst du doch trotzdem bleiben. Komm, ich koche uns eine Tasse Tee.«

Es war klar, dass der Opa ihm etwas erzählen wollte. Vielleicht über seine Tochter, Karlas Mutter, von der er inzwischen gehört hatte, dass ihr Leben aus den Fugen geraten war, vermutete Sven. Karla hatte Andeutungen darüber gemacht, aber Sven hatte sich gehütet, nachzufragen. Karla erzählte ihm alles, das wusste er, aber sie tat es dann, wann sie es selber wollte. So hatte er schon einiges über ihren Ex-Freund erfahren, der nun von Australien aus versuchte, wieder mit ihr anzubündeln. So offen, wie Karla ihm von diesen Versuchen über Mail und SMS berichtete, wusste Sven, dass er keinen Erfolg haben würde.

Der Opa stellte die dampfenden Teetassen vor ihnen auf den Tisch und setzte sich. Eine Zeitlang schwiegen sie. Sven merkte, wie der Opa nach Worten rang.

»Sie ist alles, was ich habe«, sagte er dann plötzlich und so unvermittelt, dass Sven unwillkürlich zusammensuckte. »Du musst deshalb immer gut zu ihr sein und ihr niemals wehtun, hörst du?«

Sven hatte sich über die Formulierung gewundert. Dass man nett sein sollte oder freundlich hatte er schon mal gehört, aber gut sein und jemanden nicht wehtun war eine ungewöhnliche Formulierung. Eine aus der Welt des Opas. Umso mehr machte sie Eindruck auf ihn. Sven nickte.

»Sie ist die einzige, die mir aus meiner Familie geblieben ist. Ja, meine Tochter, die gibt es auch noch, aber sie ist weit weg, obwohl sie ganz nahe bei uns wohnt. Weißt du, Junge, für meine Familie wollte ich immer alles tun, für meine Frau und vor allem für unser Töchterchen. Ich war ja im Stahlwerk beschäftigt. Hast du mal gesehen, wie es ist, wenn man die Thomasbirne absticht, wenn flüssiges Stahl über eine Rinne in die Form fließt.«

Der Opa sah ihn prüfend an, aber es war klar, dass er keine Antwort darauf erwartete. Vielmehr wirkte es, als würde er die Bilder wieder selbst vor sich sehen.

»Diese Hitze, die kannst du gar nicht aushalten. Als wenn man in einem Ofen steht. Der Schweiß rinnt dir am Körper runter und sammelt sich in den Stiefeln. Ja, am Ende ist es so, als wenn du in einer Pfütze stehst, aber es ist nicht Regenwasser, sondern dein eigener Schweiß. Das kannst du nur aushalten, wenn du an etwas Schönes denkst, wenn du weißt, für wen du das alles tust. Und ich habe an meine Familie gedacht. Ja, für die mache ich das, habe ich mir gedacht. Für die halte ich das aus.«

Er schwieg einen Moment lang und starrte vor sich auf die Tischplatte. Seine letzten Worte hatte er mit belegter Stimme gesprochen. Um Gottes Willen, der Opa würde doch nicht anfangen zu weinen? Nein, das tat er nicht, er fing sich wieder und redete mit klarer Stimme weiter.

»Danach trinkst du wie ein Verdurstender. Einen ganzen Liter und noch mehr schüttetest du in dich rein. Und dann denkst wieder: Für wen das alles? Und wenn du darauf keine Antwort weißt, hältst du das nicht durch. Aber ich hab ja gewusst wofür«, wiederholte er dann. »Für meine Familie!« Wieder schwieg er einen Moment lang. »Und dann ist mir die Familie Stück für Stück verloren gegangen. Zuerst meine Frau, die früh gestorben ist und Jahre später habe ich Tina verloren. Tina, für die ich wahrscheinlich zu wenig getan habe. Ich war ja immer auf Arbeit. Und nach der Maloche war ich kaputt wie tausend Mann.«

Sven unterbrach ihn nicht, er nickte nur. Was mit seiner Tina war, wagte er nicht zu fragen, obwohl er merkte, wie er neugierig wurde. Aber da galt unabänderlich, dass er sich an Karla halten musste und an niemand anderen.

»Deshalb darfst du ihr nicht wehtun, Junge, hast du verstanden? Mir ist niemand anderer geblieben außer Karla. Ohne sie wäre nicht nur mein jetziges Leben leer, sondern alles, was ich früher gemacht habe, verlöre seinen Sinn.«

Sven verstand ihn plötzlich. Klar, früher hat er sich einreden können, die harte Maloche im Stahlwerk für Frau und Kind zu machen. Seit er beide verloren hat, bleibt ihm nur noch die, an die er früher nicht denken konnte, weil es sie noch gar nicht gab. Aber jetzt gibt es sie, nur noch sie.

»Opa«, sagte er und gebrauchte das Wort zum ersten Mal ganz bewusst, »Opa, ich tue alles, um Karla nicht zu verlieren. Ich würde sie niemals verletzen, ganz bestimmt nicht. Ich brauche sie doch.«

Der Opa nickte. »Ja, Junge, ich glaub dir. Ich spüre, dass du sie liebst. Und deshalb bin ich auf dich ja auch nicht ...« Er kicherte plötzlich wie ein kleiner Junge.

Das darf nicht wahr sein, dachte Sven. Das kann der Opa doch nicht wirklich denken, so was gibt es doch gar nicht.

»... eifersüchtig«, vollendete der Opa seinen Satz.

Also doch. Sven rieb sich über die Stirn. Unglaublich, dachte er, so was kann es doch gar nicht geben.

»Ja, Junge«, fuhr er fort, »sonst sind die Väter eifersüchtig auf die Freunde ihrer Töchter. Bei uns ist es der Opa, der auf die Freunde seiner Enkelin achtet.« Er musste selber lachen, Sven schaute ihn ungläubig an. Der Opa bemerkte es.

»Gut, ein bisschen habe ich übertrieben«, sagte er, »das stimmt. Aber glaub mir, auf ihren Australier war ich wirklich eifersüchtig, von Anfang an. Ich habe sofort gemerkt, dass er ihr nicht guttut. Ich wollte nicht, dass sie mit ihm zusammen war. Der wird sie mal hintergehen,

habe ich gedacht, der ist nicht ehrlich zu ihr.« Er unterbrach sich und schaute Sven fest in die Augen. »Und? Habe ich nicht Recht gehabt?«

Sven musste plötzlich lachen. Einerseits, weil die Erklärungen des Opas wirklich komisch waren, andererseits, weil ihm plötzlich ein Verdacht kam.

»Und, um gegen ihn zu arbeiten, bist du da immer hier in der Wohnung ... ich meine, wenn dieser Frank gekommen ist ...«

Jetzt lachte auch der Opa. »Klar bin ich hiergeblieben. Wo ich ihn stören konnte, habe ich das getan. Dich habe ich von Anfang an gemocht. Schon als du mir auf der Treppe entgegengekommen bist, habe ich gewusst: Der ist richtig. Das ist Menschenkenntnis, mein Junge. Die kriegt man aber erst im Laufe eines langen Lebens.«

Sven streckte ihm die Handfläche entgegen, der Opa klatschte ihn ab, so wie Sven und seine Freunde das taten, wenn Borussia ein Tor geschossen hatte.

»Und siehst du, Junge, jetzt habe ich noch eine Bitte«, fuhr der Opa grinsend fort.

Sven nickte. »Ich verstehe. Nein, von mir aus musst du nicht mehr abhauen, wenn ich komme. Du kannst auch drüben im Zimmer bleiben.«

Der Opa schien wirklich erleichtert zu sein.

»Danke, Junge«, sagte er.

Danke dafür, dass er in seiner eigenen Wohnung bleiben durfte, dachte Sven. Aber er wunderte sich nicht mehr darüber. Zu merkwürdig waren schon die übrigen Erklärungen des Opas gewesen.

Frisörbesuch

Es fing immer gleich an. Meine Mutter trat aus der Haustür, winkte mich heran und streckte ihre Hand, die

sie zur Faust geballt hatte, vor. Ich wusste, was sich darin befand. Fünfundsiebzig Pfennig für den Frisörbesuch.

»Wird Zeit, dass die Matte runterkommt«, sagte sie. Widerwillig nahm ich das Geld an. »Aber denk dran«, fügte sie hinzu, »Rundschnitt halblang.«

Die ewige Frisur, die ich immer verpasst bekam und die jeder in unserer Straße trug. Ich nickte und sah mich um. Auf dem Marktplatz spielten meine Freunde Fußball. Ohne mich, für den Rest des Nachmittags. Ich wusste es, denn ein Tag mit unendlich langem Warten lag vor mir. Ein verlorener Tag. Blöder Haarwuchs.

Mit hängenden Schultern schleppte ich mich zum Frisörsalon des alten Tüttmann. Er war Lehrling bei meinem Opa gewesen, der bis zu seinem frühen Tod ebenfalls einen Frisörsalon in unserer Rottstraße gehabt hatte. Alles muss mein Großvater ihm beigebracht haben, Linksscheitel, Kurzschnitt, aber eines nicht. Nämlich schnell zu arbeiten. Der alte Tüttmann schnitt jedes Haar einzeln. Unendlich langsam wanderte er um seinen Kunden im Frisierstuhl herum und fand immer noch ein Härchen, das er abschneiden konnte. Irgendwann, so fürchtete ich, würde er dabei noch einschlafen. Und keiner seiner Kunden würde es merken, weil die auch längst eingeschlafen waren.

Ich lief die Treppe in dem Fachwerkhaus hoch, in dem sich sein Salon befand. Die Hoffnung überkam mich, der Salon könnte leer sein. Vorsichtig schob ich die Tür auf. Ich hörte das Klappern einer Schere, aber die Stuhlreihe am Fenster war frei. Ich hätte aufjubeln können vor Freude, aber dann hörte ich Stimmen. Zwei Männer saßen auf den Stühlen an der Breitseite des Raumes, dazu einer im Frisiersessel des alten Tüttmann. Aus der Traum.

Der alte Tüttmann, ein kleiner, dicker Mann, lächelte, als er mich sah.

»Na Heinzken, isses wieder so weit?«

Ich nickte und setzte mich auf einen Stuhl am Fenster. Der Blick hinaus ging auf den Platz einer Baustofffirma. Berge von Sand und Kies lagen dort. Manchmal musste ich mit meinem Vater auch dorthin, um Sand oder Kalk zu kaufen, wenn an unserem Haus etwas zu verputzen war. Heute lag der Platz verlassen da, niemand schien Sand, Kalk oder Kies zu benötigen.

Zeitschriften hatte der alte Tüttmann nicht, von all seinen Kunden hatte keiner das Verlangen zu lesen. Ich hätte gerne in einer geblättert, am besten in einer mit Reisegeschichten, die ich am liebsten las. Ich stellte mir dann vor, wie ich raus kam aus meiner engen Heimatstadt, den Dschungel des Amazonasgebiets durchstreifte oder mit Marco Polo ins geheimnisvolle China vordrang. Aber ich war der einzige im Frisörsalon des alten Tüttmann, der solche Wünsche zu haben schien.

Die anderen Männer sprachen vom Pütt, von Flöz Dickebank oder davon, ob Monopol, die Zeche in unserer Stadt, vielleicht auch bald stillgelegt würde wie so manche andere Zeche in der Nachbarschaft. Das ewige Thema, das auch die Gespräche meiner Eltern dominierte und das alle Bergleute spannend fanden. Es bestimmte nicht nur ihre Arbeit, es bestimmte ihr ganzes Denken. Die Schere klapperte, der kleine Tüttmann drückte mit dem Fuß ein Pedal und ließ den Frisierstuhl so weit herunter, dass es schien, als wollte er seinen Kunden auf den Holzboden seines Salons setzen. Aber nur so konnte er ihm auf den Kopf schauen und kontrollieren, ob der Scheitel richtig lag. Ich gähnte.

Endlich war der Mann vor mir dran, ich atmete auf, da hörte ich Schritte auf der Treppe. Ein neuer Kunde kam herein.

»Na Karl«, sagte der alte Tüttmann, »wie geht's?«

Der Mann nahm seine Kappe ab und hängte sie an den Ständer. »Wie soll's einem gehen, wenn man gleich Spätschicht hat?«, antwortete er.

Der alte Tüttmann sah mich an. »Heinzken, du hast doch bestimmt Zeit.«

Ich wollte etwas entgegenen, aber der alte Tüttmann erwartete keine Zustimmung und achtete gar nicht mehr auf mich. Für Bergleute hatte er Verständnis, für Kinder nicht. Die Sonne versank hinter den gegenüberliegenden Häusern, der Platz der Baustofffirma lag im Schatten.

Ich dachte darüber nach, ob ich nicht besser einen Stoppschnitt verlangen sollte. Er kostete sogar noch etwas weniger als der übliche Rundschnitt. Einfach alles ganz kurz geschnitten. Um drei, vier weitere Wochen könnte ich den nächsten Besuch beim alten Tüttmann hinauszögern. Aber meine Mutter würde schimpfen. Dass Jungen den Nacken ausrasiert hatten, war eine Selbstverständlichkeit für sie. Aber auf dem Kopf sollten sie Haare haben. Rotblonde am besten, so wie ich.

Die Kirchturmuhren schlug fünfmal, als der Mann mit der Spätschicht endlich fertig war. Ich kämpfte mit mir. Sollte ich Zeit gewinnen, aber dafür Krach mit meiner Mutter riskieren?

»Stoppelschnitt!«, sagte ich dann mit fester Stimme, als ich in den Frisierstuhl kletterte.

Aber der alte Tüttmann schüttelte den Kopf. »Nene, Heinzken, meinst du, ich will Ärger mit deiner Mutter kriegen?«

Ich hätte es ahnen müssen. Bei uns im Viertel kannte jeder jeden. Und natürlich kannte jeder auch die Vorlieben des jeweils anderen. Ich war verzweifelt. Klaglos ertrug ich, was der alte Tüttmann wie immer mit meinem Kopf anstellte. Rundschnitt, halblang, wobei sich jedes einzelne Haar seiner besonderen Aufmerksamkeit erfreute.

Der Marktplatz war leer, als ich nach Hause kam. Meine Freunde waren längst verschwunden.

»Na siehst du«, sagte meine Mutter, als sie mich ansah.
»Sieht doch viel besser aus als die Matte oder so ein blöder Stoppelschnitt.« Sie musste gehäht haben, was ich vorgehabt hatte.

»Komm, ist ja jetzt erledigt«, fügte sie hinzu und strich mir über meine neue Frisur. »Vier Wochen hast du jetzt Zeit.«

Vier Wochen, dachte ich. Nur achtundzwanzig Tage. Viel zu wenig.

Der Blick zum Fenster

Ich kann nicht an dem Haus
vorbei, ohne den Blick zu heben
zur Fensterreihe im ersten Stock
ohne an das zu denken
was meine Mutter mir erzählte

Dort, muss ich bis heute denken
dort hat er gesessen, der Mann
der meine Mutter so
erschreckt hat, dort hat er
notiert, was er gesehen

Wer einkaufte beim Juden Wolf
im größten Kaufhaus unsrer
Stadt, wo meine Mutter
immer kaufte, bis eines Tages
ihr Name auf der Liste stand

ausgehängt am Rathaus:
»Folgende Personen haben
gestern wieder beim
Juden Wolf gekauft:
Peuckmann, Luise, Rottstraße.«

Sie hat gewusst, wer dies
veranlasst hat. Sofort hat sie's
durchschaut. Sie kannte
ihn und wusste, was er
bereit war zu verraten

so kommt die Angst. Hat
nicht mehr eingekauft bei dem
den alle in der Stadt, auch
seine Mörder, den Juden Wolf genannt
und der in Auschwitz starb

den meine Mutter nie vergaß
genau wie jenen Mann am Fenster
der sie und andere verriet
Wie ist sie ihm begegnet
nach dem Krieg

Ja, wie denn? Erstaunt
hat sie mich angesehen
als ich sie fragte, gegrüßt
hat sie ihn, wie es sich
gehört, doch hat sie jedem

jedem den Verrat erzählt
genau wie mir und so
an seine Tat erinnert
auch bei mir, der ich sie
nie vergessen kann.

Der Vorwärtsfahrer

Autos waren in meiner Jugend selten. Ungestört konnten wir auf der Straße spielen und wurden kaum einmal von nervigem Gehupe unterbrochen.

Unter meinen Verwandten war Onkel August der erste, der eines hatte. Ein richtig naher Verwandter war Onkel August aber nicht, er war der Vetter meiner Tante Elfi, aber weil deren Sohn Thomas ihn mit Onkel anredete, tat ich es auch.

Onkel August war ein hilfsbereiter Mann. An den Geburts- und Festtagen bei Tante Elfi fuhr er uns stets mit seinem Auto die 20 Kilometer zurück nach Hause, so dass uns die lästige Fahrt mit dem Bus erspart blieb.

Bevor wir jedoch die Vorteile seines Autos nutzen konnten, kamen wir jedes Mal ins Schwitzen. Onkel August konnte nämlich nicht rückwärtsfahren. Ich weiß, es klingt lächerlich, aber so war es. Onkel August konnte es einfach nicht. Zweimal war er durch die Fahrschulprüfung gefallen, weil der Prüfer ihn aufgefordert hatte, rückwärts einzuparken, zweimal hatte es Onkel August nicht geschafft. Die Übungsstunden nach seinen Misserfolgen hatten an diesem Zustand nichts ändern können. Beim dritten Mal muss er einen einsichtigen Prüfer gehabt haben, der Rücksicht auf seine Schwäche nahm und einfach vergaß, eine Rückwärtsfahrt von ihm zu verlangen. Andernfalls hätte Onkel August wohl nie seinen Führerschein bekommen.

Am Sportplatz gegenüber von Tante Elfis Haus hatte August sein Auto eingeparkt, vorwärts natürlich, mit dem Kühler Richtung Hecke. Am Abend, wenn die Feier beendet war, gingen wir alle rüber zum Sportplatz, August setzte sich ans Steuer, löste die Handbremse, wir drückten gegen den Kühler und schoben den Wagen vorsichtig auf die Mitte des Platzes. Dabei mussten wir stets wild mit den Armen gestikulieren, damit der Wagen die richtige Fahrtrichtung bekam. Wenn es rückwärts ging, verlor August jede Übersicht, schlug rechts ein, obwohl er doch links aus der Parklücke wollte, schlug nach links ein, wenn es andersrum sein sollte.

Manchmal nutzte auch unser Winken nichts, dann geriet der Wagen trotz allem in die falsche Richtung, und wir mussten ihn, immer mit August am Steuer, zurück in die Parklücke schieben, um einen zweiten Versuch zu starten.

Irgendwann stand dann der Wagen richtig, Schweiß lief uns über die Stirn, am meisten aber schwitzte der erleichtert lächelnde August. Bei der anschließenden Fahrt gab es keine Probleme, wenn es vorwärts ging war August ein sicherer Fahrer. Erst vor unserer Haustür begannen sie erneut, dieselben Schwierigkeiten wie bei der Abfahrt. August musste wieder in Fahrtrichtung geschoben werden, was jetzt etwas schwerer fiel, weil uns die Hilfe von Tante Elfi und Thomas fehlte. Aber irgendwie haben wir es immer geschafft, einfach weil wir es schaffen mussten. Andernfalls hätte August nämlich nicht zurückgekonnt, hätte bei uns einziehen oder nach Italien oder in die Walachei fahren müssen, weil das gerade in Fahrtrichtung lag.

Wir haben die Autotouren mit ihm trotzdem genossen, denn die Busfahrt von Tante Elfi bis in unser Städtchen dauerte unendlich lange, führte über alle möglichen Dörfer, wobei auch noch an jedem zweiten Bauernhof angehalten wurde.

Das Unvermögen, rückwärts zu fahren, war aber nicht Augusts einzige Besonderheit. Die zweite, die uns immer schon beim Kaffeetrinken beschäftigte, war sein missionarischer Eifer. August war nämlich Zeuge Jehovas, und er konnte der Versuchung nicht widerstehen, die Anzahl der Auserwählten, die demaleinst ins Himmelreich kommen würden und natürlich alle Zeugen Jehovas sein mussten, nach Kräften zu mehren.

Wir saßen am Kaffeetisch, aßen Kuchen, die Älteren tranken Kaffee, Thomas und ich Kakao. Einen Moment lang war es dann ruhig, weil alle konzentriert mit ihren

Sahneteilchen beschäftigt waren, da fiel in die Stille hinein unweigerlich ein Satz, der die Stimmung schlagartig veränderte.

»Jaja«, rief August, »dann wird die Welt also bald untergehen!« Dabei schob er sich ein Stück Schwarzwälder Kirschtorte in den Mund.

Wir wussten, wie wir zu reagieren hatten, alle wussten es, selbst ich. Schweigen war die beste Antwort, so tun, als hätten wir es gar nicht gehört. Oder, wenn August uns streng ansah, stumm zu nicken, als stimmten wir ihm zu. Als wüssten wir längst, dass die Welt untergehen würde und es wäre nicht weiter der Rede wert. Nur mein Vater fiel jedes Mal darauf rein, fand Augusts Ankündigung völlig unsinnig und rief: »Wieso das denn, August? Warum soll denn unsere schöne Welt untergehen?«

Dann war es so weit, damit hatte August das Stichwort für seinen missionarischen Vortrag, der sich vor allem mit der Johannesoffenbarung beschäftigte. Hatte denn Gott dem Apostel Johannes nicht in Träumen mitgeteilt, dass die Welt untergehen würde, dass Armageddon kommen würde, Gottes entscheidende Schlacht, bei der Babylon untergehen und Gott sein Reich errichten würde? Hatte Gott ihm nicht all die bösen Zeichen genannt, die vorher geschehen würden, und gab es nicht gerade zu dieser Zeit unzählige davon? August schwieg einen Moment lang und sah uns bedeutungsschwer an, während wir uns fragten, welche Zeichen er gemeint haben könnte.

»Na, ist nicht neulich ein Ozeanriese untergegangen?«, rief August. »Hat es nicht an Bord einen Brand gegeben, der das Schiff und unzählige Menschen in die Tiefe riss?«

Und gab es nicht, fuhr er fort, schwarze Flecken auf der Sonne, die selbst die Naturwissenschaftler, von denen August ansonsten wenig hielt, bemerkt hatten? Nein,

nein, die Zeichen wären eindeutig, erklärte er, die Welt würde untergehen. Sogar schon bald.

144.000 Gläubige kämen dann zu Gott, erklärte August und hoffte natürlich, dass er dabei sein würde.

Die Zahl steht übrigens wirklich in der Bibel, nur dass sie dort nicht wörtlich dort steht, sondern aufgeteilt ist in 12 mal 12 mal Tausend, was angesichts der damaligen Rechenkünste nur eines bedeuten konnte: nämlich unzählige viele. Allein schon die Zahl 12 bedeutete mehr als man Finger hat, das dann noch mal mit 12 multiplizieren und das wiederum mit Tausend ... Onkel August aber rechnete aus, nahm wörtlich, wie alle Zeugen Jehovas die Bibel immer wörtlich nehmen und verfehlte darum umso sicherer ihren Sinn.

Wie waren sie nun darauf gekommen, dass die Welt untergehen würde? Ganz einfach, sie hatten die Zeichen in der Offenbarung auf unsere Zeit übertragen und das genaue Datum für Gottes Entscheidungsschlacht gegen Babylon, also gegen unsere Welt, ausgerechnet.

»1972 ist es so weit!«, verkündete August mit Triumph in der Stimme.

Tante Elfis Festgesellschaft hatte inzwischen aufgehört, Kuchen zu essen. Der Gedanke an den Untergang der Welt hatte allen den Appetit verdorben, im Gegensatz zu August, der sich ein weiteres Stück Torte auf den Teller legte.

Aber spätestens wenn August das Untergangsdatum nannte, kam Tante Elfis großer Auftritt.

»1972 erst?«, rief sie, »na dann ist ja alles gut!«

»Warum ist dann alles gut?«, fragte der verwirrte August, der sich so plötzlich um die Früchte seiner Drohrede betrogen sah.

»Na, weil dann noch Zeit bleibt, meinen Kuchen zu essen«, verkündete Tante Elfi fröhlich. Ein Satz, den alle mit Erleichterung zur Kenntnis nahmen. Freudig wurden wieder die Sahneteilchen verteilt.

Aber irgendwann, Jahre später, war es so weit. Augusts angekündigtes Weltuntergangsdatum kam, es verging und die Welt blieb bestehen. Die Zeugen Jehovas haben danach, wie ich in einem Bericht las, fast zwei Drittel ihrer Mitglieder verloren. Wenn es für die Mitarbeit in ihrer Gruppe nicht mal einen Platz im Himmel gab, hatten sie keine Lust mehr dazu, weiter zu missionieren, sollte das wohl heißen.

August hat diese Niederlage nicht mehr erlebt, er ist ein paar Jahre vorher gestorben. Wirklich schade, denn er wäre trotz Ausbleibens des Weltuntergangs bei seinem Glauben geblieben, denke ich und hätte für das Ausbleiben viele Erklärungen in der Bibel gefunden.

Ich denke manchmal an ihn, besonders wenn ich mit meinem Auto rückwärts fahre. Ganz unverhofft fällt er mir dann ein. Ich hoffe sehr, dass er seinen Platz unter den 144.000 Auserwählten gefunden hat, denn er hätte ihn verdient. Wegen seines missionarischen Eifers, der niemandem, natürlich auch nicht Gott, verborgen geblieben sein kann, vor allem aber wegen der Mühe, die er sich bei seinen Autofahrten für uns gegeben hat. So viel aufopferungsvolle Hilfsbereitschaft muss einfach belohnt werden, denke ich.

Alles in Ordnung

Wenn sie Ware für Ware über den Scanner zog, geriet sie manchmal in einen richtigen Arbeitsfluss. Dann kassierte sie Kunde für Kunde in so raschem Tempo ab, dass sie selber erstaunt war, wie schnell sich die Schlange vor ihrer Kasse verflüchtigte. Diese Momente genoss sie, sie hatte dann Zeit, ihren Gedanken nachzuhängen, erinnerte sich an schöne Erlebnisse, die wieder lebendig wurden, an kleine Reisen, selbst wenn sie Jahre zurücklagen, dachte aber auch über ihre Probleme nach, für die sie

Lösungen finden musste. Wie sie klarkommen konnte mit dem wenigen Geld, das sie verdiente, wie sie Michas Erziehung schaffen sollte, für die sie seit ihrer Trennung von Holger alleine zuständig war, wie sie mit seiner Pubertät klarkommen sollte, die sich immer deutlicher zeigte. Von Holger, ihrem Ex-Mann, konnte sie nichts erwarten, der hatte sich schon vor ihrer Trennung kaum um den Jungen gekümmert. An ihn dachte sie wenig.

Aber sie waren selten, diese Momente, in denen alles wie am Schnürchen lief, viel zu selten, weil immer etwas passierte, das den Arbeitsfluss unterbrach. Da gab es die Kunden, die die Warteschlange aufhielten, weil sie verträumt beim Scannen zusahen und vergaßen, die Waren rechtzeitig von der Ablage zurück in den Einkaufswagen zu legen. Erst wenn sie ihnen die Summe nannte, die sie zu zahlen hatten, gerieten sie in Hektik. Dann wussten sie nicht, ob sie zuerst zahlen und dann die Waren umpacken sollten oder umgekehrt. Wenn dann auch noch der nächste in der Schlange genervt die Augen verdrehte, war es mit ihrer inneren Ruhe vorbei.

Aus einem fließenden Rhythmus brachten sie auch die Kartenzahler, die ihren Kleinbetrag von fünf Euro neunzig unbedingt abbuchen lassen wollten. Einige brauchten diesen Auftritt, um ein dickes Konto vorzutäuschen. Dabei merkte sie ihnen an, wie sie innerlich aufatmeten, wenn ihre Kartenzahlung angenommen wurde.

Sie hatte keine lange Anlernzeit für die Kasse gebraucht, als sie vor knapp einem Jahr in diesem Supermarkt angefangen hatte. Das Kassieren hatte schon zu ihren Aufgaben bei dem Diskounter am Rande der Stadt gehört, bei dem sie drei Jahre lang gearbeitet hatte. Ja, drei lange Jahre hatte sie es dort ausgehalten, dann war es einfach nicht mehr gegangen. Fünf Arbeitskräfte und keiner mehr waren für einen Laden von über tausend Quadratmetern beschäftigt worden. Schon eine Stunde vor Öffnung mussten sie da sein, um Waren einzusortieren, um

irgendetwas aufzuräumen in den Regalen oder Artikel neu auszuschildern. Arbeitszeit, die nicht gezählt und folglich auch nicht bezahlt wurde. Genau wie die Zeit für die Reinigungsarbeiten nach Ladenschluss. Eine richtige Pause gab es auch nicht, selbst den Gang zur Toilette musste sie verschieben, wenn zu viel los war.

Anfangs hatte sie sich noch gefreut, so schnell nach der Trennung von Holger einen Job zu finden, und erst mit der Zeit gemerkt, worauf sie sich eingelassen hatte. Keiner der fünf Mitarbeiter, vier Frauen und ein Mann, war über vierzig Jahre alt gewesen. Auch das hatte sie anfangs gut gefunden, ein junges Team, da musste die Arbeit doch Spaß machen. Bei ähnlichen Interessen, hatte sie geglaubt, gäbe es bestimmt viele gemeinsame Themen, zu denen sie sich zwischendurch etwas erzählen konnten. Aber dann hatte es ihr gedämmert. Es war kein glücklicher Zufall gewesen, der dahintersteckte, erst recht keine Strategie, sondern bloße Notwendigkeit. Mit über vierzig konnte man diese Belastung nicht mehr durchhalten, auch sie hatte sich nach ein paar Monaten kaum noch in der Lage gefühlt, nach der Arbeit ihren Alltag zu regeln, so erschöpft war sie gewesen. Sie hatte es vor allem daran gemerkt, dass sie Micha häufiger angemockert hatte als es nötig war. Als ihr das bewusst wurde, hatte sie begonnen, nach einem anderen Job zu suchen. Sie war zwar erst Ende dreißig, aber sie merkte, wie jedes weitere Jahr in diesem Laden ihrer Gesundheit schadete.

Im Supermarkt ging es ihr besser, der Laden war kleiner, trotzdem arbeiteten, schloss man Metzger und Verkäufer an der Wursttheke ein, immer sieben bis acht Leute hier. Sogar Zeit für ein kleines Schwätzchen blieb, auch wenn die Marktleiterin das nicht gerne sah. Vor allem nicht, wenn es zu lange dauerte.

Heute war sie noch nicht in einen zügigen Arbeitsrhythmus gekommen, was vor allem an dem blöden Kerl ge-

legen hatte, der mit vollem Einkaufswagen zur Kasse gekommen war. Zuerst hatte er unendlich langsam die gescannten Waren zurück in den Wagen gelegt, obwohl die Schlange immer länger wurde, aber das war es noch nicht gewesen, was sie gestört hatte. Geekelt hatte sie sich, als er dann bezahlte, denn bei jedem Schein, den er aus seinem Portemonnaie zog, befeuchtete er vorher mit der Zunge die Finger. Dachte er nicht daran, dass sie die Scheine auch anfassen musste? Wer fingert schon gerne in der Spucke anderer Leute herum? Aber nein, das taten Leute wie er nicht. Es war ja ihre Spucke und die musste eine Kassiererin wie sie vermutlich für etwas Köstliches halten.

Sie hatte gar nicht gewusst, an welcher Ecke sie die Scheine anfassen sollte, hatte sich auch keine Mühe gegeben, ihren Ekel vor dem Kerl zu verbergen, aber der hatte sich gar nicht daran gestört. Auch beim zweiten, beim dritten Schein hatte er sich wieder die Finger geleckt. Ihrer Kollegin an der Nachbarkasse war das auch aufgefallen, unmerklich hatte sie mit dem Kopf geschüttelt, aber nichts gesagt. Wie auch sie geschwiegen hatte, denn es war ein Kunde, und den durfte man nicht zu rechtweisen, weil er sonst zum nächsten Einkauf in einen anderen Supermarkt gehen könnte. Kunde verlieren oder in Spucke fassen? Es war klar, welche Antwort ihr die Markleiterin auf so eine Frage geben würde.

Kurz drauf war es ruhig vor den Kassen, typisch für die Zeit kurz vor drei. Erst in einer guten Stunde würde der nächste Ansturm einsetzen, wenn die Ersten Feierabend hatten und schnell für den Abend einkaufen mussten. Sie blickte zu ihrer Kollegin hinüber, die kurz nickte. Übernimm du andere Arbeiten, hieß das, ich mach das hier alleine.

Sie war froh über diese Einteilung, denn in ein paar Minuten müsste Micha von der Schule zu Hause sein und vielleicht fand sie zwischendurch Gelegenheit, ihn über

Handy anzurufen. An der Kasse konnte sie das unmöglich tun. Es war wichtig, dass sie die Kontrolle über ihn behielt.

Sie ging hinüber zu der Abteilung mit Deos, Parfums und Seifen, um Regalpflege zu betreiben. Die Kunden prüften alles sehr genau, nahmen die Waren aus dem Regal und stellten sie, wenn sie sie nicht kaufen wollten, einfach an die nächstbeste Stelle, an der Platz war. Schon ein flüchtiger Blick genügte, um ihr zu zeigen, wie dringend die Aufräumarbeiten waren. Hier war der ruhigste Ort im gesamten Supermarkt, eine gute Möglichkeit, über all das nachzudenken, was wichtig war.

Neulich war sie eine Stunde früher als üblich von ihrer Nachmittagschicht nach Hause gekommen, weil eine Kollegin sie gebeten hatte, ihre Arbeitszeit zu verschieben. Als sie nach Hause kam, war Micha nicht da gewesen, obwohl er, als sie ihn zwischendurch anrief, behauptet hatte, er würde an einem Referat für die Schule schreiben. Sie hatte sofort gespürt, dass etwas nicht stimmte, hatte sich erst gar nicht die Jacke ausgezogen, sondern gleich auf die Suche nach ihm gemacht.

Die Nachbarin aus dem Stockwerk unter ihrer Wohnung war ihr entgegengekommen, aber sie hatte sich gezwungen, nicht nach Micha zu fragen. Sie war eine kleine dralle Frau, die mit ihrem Mann hauptsächlich im Kommandoton sprach, und die vor allem gerne quatschte. Alles wollte sie über die Leute in ihrem Umfeld wissen, um dieses Wissen bei nächster Gelegenheit gegen andere Neuigkeiten einzutauschen. Nein, dafür war ihr ihre kleine Restfamilie zu schade, außerdem wollte sie keine Schwächen zeigen. Bei uns ist alles in Ordnung, das war der Eindruck, den sie bei allen erwecken wollte, wir haben alles im Griff. Kein Problem, dass Micha nicht zu Hause ist.

Aber es war doch ein Problem. Wo war er, hatte er vielleicht Geheimnisse vor ihr? Sie merkte, wie sie immer

unruhiger wurde. Er war in den letzten Wochen einsilbig geworden, wollte nichts von sich aus erzählen und war bei der geringsten Frage, die sie ihm stellte, genervt gewesen. Irgendwas lief da, das spürte sie, aber sie wusste nicht, was. Oder litt er noch immer unter der Trennung und fühlte sich allein mit ihr nicht mehr wohl? Möglich wäre es, aber das glaubte sie nicht, dafür lag die Trennung viel zu lange zurück. Sie wollte ihn ja gar nicht einengen, aber er war erst vierzehn und da war es wichtig, dass sie den Überblick behielt.

Hilflos war sie durchs Viertel gelaufen, zuerst zum Bolzplatz, weil er doch gerne Fußball spielte, aber der Platz am Rand der Siedlung hatte verlassen dagelegen. Dann zur früheren Grundschule, aber dort hatten ein paar kleine Kinder gespielt, keine, die Micha interessieren könnten. Sie hatte gespürt, dass sie immer unruhiger wurde und zwischendurch sogar daran gedacht, warum sie nicht so sein konnte wie andere Mütter, auch solchen, mit denen sie zusammenarbeitete. Die ließen ihre Kinder einfach machen, was sie wollten und wenn etwas schief lief, wenn sich zum Beispiel die Lehrer meldeten und um ein Gespräch baten, ignorierten sie es. Aber so war sie nicht, sie fühlte Verantwortung, es war ihr Sohn, ihr einziges Kind.

Andererseits, hatte sie plötzlich bei ihrer Sucherei gedacht, müsste sie eigentlich froh sein, dass er seine Stunden nicht vor dem Computer verbrachte, sondern rausgegangen war. Zuletzt hatte er nämlich, wann immer sie sein Zimmer betrat, vor dem Computer gehockt und Krieg gespielt. Vielleicht war ihm das inzwischen selber langweilig geworden und er hatte sich auf die Suche nach Freunden gemacht. Einen Moment lang war dies ihre Hoffnung gewesen und ihre Vermutung hatte sogar gestimmt. Aber als sie dann das Ergebnis gesehen hatte, hatte sie das noch mehr beunruhigt als sein ewiges Hocken vor dem Computer.

Am Kiosk in der Nähe des Sportplatzes hatte sie ihn entdeckt, mit drei anderen Typen, die älter als er zu sein schienen, das einzige Mädchen darunter war es garantiert. Sie war ganz in schwarz gekleidet, trug ein kurzes Röckchen, darunter eine löchrige Strumpfhose, durch die abstoßend das Weiß ihrer Haut schimmerte, hatte einen Ring in der Nase und schwarz gefärbte Lippen. Sie war so erschreckt gewesen über den Anblick, dass sie, versteckt hinter einem Baum, stehengeblieben war und das Mädchen eine Zeitlang angestarrt hatte. Als es ihr endlich gelang, zu den Jungen hinüberzublicken, war sie nicht wirklich erleichtert gewesen. Die beiden waren zwar nicht so extrem angezogen, aber in ihren schmutzigen Jeans machten sie ebenfalls einen abgerissenen Eindruck. Die vier saßen zusammen, ihr Sohn auf einer aufgestellten Getränkekiste, die drei anderen auf einer kleinen Mauer neben dem Kiosk, aber es war komisch, denn sie sprachen kaum miteinander. Sie hielten den Kopf gesenkt und waren mit ihrem Handy beschäftigt.

So weit sind wir also gekommen. Sie hatte es nicht unterdrücken können, diesen Satz zu denken, so weit ist es also mit uns gekommen, dass wir uns mit solchen Typen rumtreiben. Genau das hätte ihr Vater gesagt, wenn er noch leben würde, und sie war noch einmal erschreckt. Warum war ihr gerade der Vater eingefallen, obwohl sie sich doch oft mit ihm über seine altmodischen Ansichten gestritten hatte. Nein, gerade das hatte sie früher niemals werden wollen, eine Frau, die die Jugend nicht mehr verstand und genau das war sie in diesem Moment gewesen. Sie war einen Moment lang stehengeblieben und hatte mit sich gekämpft. Sie hatte den Satz loswerden wollen, aber auch den Schrecken, über den Anblick, den Micha ihr geboten hatte. Beides war ihr nicht gelungen. Schließlich war sie einfach auf den Kiosk losgegangen

und hatte so getan, als wollte sie sich eine Illustrierte kaufen. Sie hatte Michas wütenden Blick bemerkt, als er sie entdeckte und er hatte ihr kein Wort geglaubt, als sie von einer zufälligen Begegnung sprach. Trotzdem war er nach dem Einkauf mitgegangen nach Hause, hatte sie auf dem Heimweg aber beschimpft.

»Du sollst mir nicht nachspionieren, ich weiß selber, was ich tun soll und was nicht.«

Wusste er das? Sie war sich nicht sicher. Er war ihr Efinziger, wenn er gut lernte, könnte er in zwei Jahren in die Oberstufe der Gesamtschule wechseln und Abitur machen, die Lehrer hielten das für möglich. Ach, er sollte es doch mal besser haben als sie, sollte einen guten Beruf finden und vor allem einen besseren Partner als sie, mit dem er ein schönes Leben verbringen könnte. Nicht so ein zerstückeltes, quälendes wie sie. Nicht mal Urlaub konnte sie sich erlauben. Die letzte Reise lag mehr als zwei Jahre zurück, nach Polen an die Ostsee war es gegangen. Ihre Freundinnen, zwei, höchstens drei waren es, die sie selten sah, konnten regelmäßig von Urlaubsreisen oder Fahrten in andere Städte erzählen. Städte, die sie nur vom Fernsehen kannte. Sie war froh, wenn sie die Klassenausflüge von Micha bezahlen konnte.

»Es ist peinlich, wenn plötzlich die Mutter auftaucht. Verstehst du das nicht?«

Sie hatte auf sein Schimpfen gar nicht reagiert, froh darüber, dass er mit ihr nach Hause ging.

Seit sie ihn vor dem Kiosk entdeckt hatte, hatte sie noch mehr Angst um ihn.

Als sie die Deos richtig einsortiert hatte, war sie einen Moment lang allein in der Abteilung. Sie drehte sich so, dass die Überwachungskamera nur ihren Rücken einfangen konnte, zog schnell ihr Handy aus der Hosentasche, drückte die eingespeicherte Nummer und hielt das Handy ganz nah ans Ohr. Nein, er meldete sich nicht. Vielleicht war er noch in der Schule, dachte sie und

durfte während des Unterrichts nicht telefonieren, vielleicht saß er an seinem Schreibtisch und hatte das Handy ausgeschaltet, um in Ruhe zu arbeiten. Sie versuchte, sich zu beruhigen. Vielleicht, ja vielleicht ... Sie würde es nachher noch mal versuchen.

Sie ging zum Obst- und Gemüsestand. Das Lehrlmädchen hatte die Aufgabe, alles Obst, das schon einen Stich hatte, auszusortieren, aber dazu bedurfte es eines geübten Blicks und den konnte das junge Mädchen noch gar nicht haben. Alle nannten sie, wenn sie von ihr sprachen, unsere Azubiene, selbst das Mädchen fand den Ausdruck witzig. Wahrscheinlich hatte sie gemerkt, dass darin auch Anerkennung für ihre Schönheit mitschwang. Ja, sie war wirklich hübsch.

Als sie dort ankam, stand Frau Wagner vor ihr und strahlte sie an.

»Simone, da sind Sie ja. Ich habe Sie im ganzen Laden gesucht, aber nicht gefunden.«

»Ich war bei den Deos und Parfums.«

»Da habe ich natürlich nicht gesucht.« Frau Wagner lachte. »Was soll ich alte Frau noch mit Parfums? Welcher Kerl soll sich für mich noch begeistern?«

Simone lächelte ebenfalls. Frau Wagner kam zweimal am Tag, um etwas zu kaufen, immer nur Kleinigkeiten, denn viel Rente hatte sie nicht. Aber noch weniger als Geld hatte sie Unterhaltung. Sie war Mitte siebzig und lebte allein in einer kleinen Wohnung eines Mehrfamilienhauses. Ihr Sohn arbeitete in Berlin, er war Chemiker, hatte dort geheiratet und eine Tochter, die inzwischen studierte. Seine Mutter besuchte dieser Sohn selten, höchstens ein-, zweimal im Jahr und auch dann kam er fast immer allein. Aber es war merkwürdig. Je größer die Abstände zwischen seinen Besuchen wurden, je seltener er sich meldete, desto ausführlicher erzählte Frau Wagner von ihm. Und natürlich auch von ihrer Enkeltochter, die ebenfalls Chemie studierte und von der sie

ein Foto in ihrem Portemonnaie hatte, das ein Mädchen im Alter von Micha zeigte. Frau Wagner hielt das Foto trotzdem gerne allen möglichen Leuten hin, nicht ohne darauf hinzuweisen, dass ihre Klara inzwischen schon viel größer sei. Ob sie überhaupt wusste, wie ihre Enkeltochter inzwischen aussah? Simone hütete sich, Frau Wagner danach zu fragen. Sie hütete sich auch wie all ihre übrigen Kolleginnen, Frau Wagner zu fragen, warum sie kein Bild aus jüngerer Zeit von ihrer Enkeltochter hatte. Alle fanden Frau Wagner nett, allen tat sie leid. Nur einmal hat sie es gewagt, Frau Wagner zu fragen, warum ihr Sohn so selten komme. Sie hatte Sorge gehabt, dass Frau Wagner ihr die Frage krummnehmen könnte, aber das hatte sie nicht. Im Gegenteil, es schien für sie ein gutes Stichwort zu sein, um viel von ihrem Sohn zu erzählen, was sowieso ihr Lieblingsthema war. Ihr Sohn hätte ja so viel zu tun, hatte sie ihr erklärt, er sei dauernd beschäftigt mit der Herstellung neuer Medikamente, die helfen würden, alle möglichen Krankheiten zu besiegen. Sie war regelrecht ins Schwärmen geraten, als sie das erzählte. Ja, Frau Wagner und ihr Sohn. Und natürlich ihre Enkeltochter. Nur von ihrer Schwieger-tochter erzählte sie wenig.

Es gehörte schon fast zu ihrer Arbeit, dass sich die Verkäuferinnen reihum ein paar Minuten Zeit nahmen, wenn Frau Wagner kam. Sie hörten abwechselnd zu, freuten sich mit Frau Wagner, wenn sie von schönen Erlebnissen erzählte, die sie gehabt hatte oder versuchten sie zu trösten, wenn sie davon sprach, dass in ihrem Haus niemand Zeit für sie habe.

»Aber für die Gespräche mit Ihnen sind wir doch zuständig«, hatte Simone ihr mal gesagt, und die Marktleiterin, die zufällig vorbeigekommen war und den Satz gehört hatte, hatte dazu genickt.

Frau Wagner hatte sich über den Satz gefreut. »Ja, ihr seid so etwas wie meine zweite Familie«, hatte sie geantwortet. Warum nur die zweite, hatte Simone gedacht, sich aber nichts von dem Gedanken anmerken lassen.

Frau Wagner erzählte, dass sie zum Frühstück Erdbeeren gegessen habe. Sie hätte plötzlich großen Hunger auf Erdbeeren gehabt und da hätte sie das ganze Schälchen, das sie gestern gekauft habe, aufgegessen. Frau Wagner erzählte gern von dem, was sie aß oder sich kochte. Simone bemühte sich, ein interessiertes Gesicht zu machen. Ja, Frau Wagner gehörte zu diesem Laden, die paar Minuten Gespräch mit ihr waren in die Arbeitszeit eingerechnet. Auch die Marktleiterin befürwortete das, obwohl Frau Wagner nicht die Einzige war, die nicht allein des Einkaufs wegen kam.

Am nettesten hatte sie den alten Herrn Fritsch empfunden, auch er wohnte allein, aber er hatte Kinder, die sich um ihn kümmerten. Allerdings reichten ihm die regelmäßigen Besuche nicht, Herr Fritsch war ein fröhlicher Mensch, der das Gespräch suchte. Wenn er den Laden betrat, blieb er vor den Kassen stehen und rief laut Guten Morgen oder Guten Tag. Er hatte immer einen kleinen Scherz oder eine lustige Geschichte parat. Die Geschichte vom Bürgermeister der Stadt zum Beispiel, den Herr Fritsch vor dem Kaufhaus getroffen haben wollte, wo er am Eingang gestanden und laut gesungen hätte. Natürlich hätte Herr Fritsch ihm einen Euro in die Mütze am Boden geworfen, erzählte er so laut, dass es auch ein paar Kunden hörten, die grinsten. Oder die Geschichte von dem Polizisten, den irgendwelche Leute so sehr geärgert hätten, dass er auf einer Bank gesessen und geweint hätte. Ja, auch Polizisten hätten es schwer, hatte er gesagt, worauf wieder ein paar Kunden reagierten und nickten.

Auf Herrn Fritsch freuten sich alle, er brachte Abwechslung in den Alltag und bei Simone bewirkte er, dass sie

wenigstens für einen Moment ihre Sorgen vergaß. Irgendwann war er morgens in den Laden gekommen und hatte sich verabschiedet. Er fahre jetzt für ein paar Wochen zu seiner Tochter, die in Köln wohne. Alle im Laden wünschten ihm gute Reise, alle bedauerten, dass es nun eine Zeitlang keine lustigen Geschichten geben würde.

Es war die Marktleiterin, der zuerst auffiel, dass Herr Fritsch seinen Besuch bei der Tochter sehr lange ausdehnte. Zwei Monate waren vergangen. Dann fragte die Marktleiterin eines Tages eine Frau, die in seiner Nachbarschaft wohnte und die bestätigte, was sie längst befürchtet hatten. Herr Fritsch hatte während des Aufenthalts bei seiner Tochter einen Schlaganfall erlitten, der das Sprachzentrum getroffen hätte. Ausgerechnet Herr Fritsch, der so gerne Geschichten erzählte, konnte nun nur noch lallen. Er sei in Köln geblieben, erzählte die Frau und lebe dort in einem Altenheim. Ganz in der Nähe seiner Tochter. Die Reise, die er ihnen angekündigt hatte, war zu einer Reise ohne Rückkehr geworden. Frau Wagner erzählte noch etwas von schweren Uni-Klausuren ihrer Enkelin, anschließend holte sie die zwei oder drei Waren, von denen sie vorgab, dass sie sie brauchte. Die aber doch nur zu einem diente, als Vorwand nämlich, zu ihnen zu kommen.

Sie hatten noch mehr solcher Fälle. Den Alki zum Beispiel, der zweimal am Tage kam, um sein Quantum an Bier aufzufüllen. Er sprach aber nicht, er nickte nur und blieb gerne im Laden stehen, um die Leute zu beobachten.

Simone wagte nicht, sich vorzustellen, wie es bei ihm zu Hause zugeing. Wie einsam musste jemand sein, dem es genügte, Leuten beim Einkauf zuzusehen? Manchmal musste er sich an der Kühltruhe abstützen, um nicht zu

sehr zu schwanken. Sie bemühten sich um Freundlichkeit, halfen ihm, das Geld abzuzählen, wenn er es selber nicht mehr schaffte und lächelten ihn an.

Die arbeitslose junge Frau, die mit leeren Flaschen, die sie gesammelt hatte, in den Laden kam, um sich Pfand auszahlen zu lassen, besserte auf diese Weise Hartz 4 auf. Sie selber trank nicht, das hatte sie ihnen schon ein paar-mal erzählt. Vermutlich stimmte es sogar, denn eine Fahne hatten sie an ihr noch nie festgestellt. Ob sie einen Freund hatte, vielleicht sogar verheiratet war, wussten sie nicht. Eher wohl nicht, denn sie kam stets allein und immer dann, wenn sie Leergut gefunden hatte.

Simone war sich nicht sicher, was all diese Menschen für sie bedeuteten. Machten sie ihr Mut, ihr eigenes Schicksal besser zu ertragen nach dem Motto: Sieh her, anderen geht es noch schlechter? Oder steigerten sie ihre Unruhe, indem sie ihr sagten: Pass auf, bald bist du auch so einsam. Du bist zwar noch ein bisschen weg von Hartz 4, aber Wohnungsgeld brauchst du auch schon. Ein kleiner Schritt noch und wenn dann auch noch Micha nicht mehr da ist ...

»Ganz schön viel, was wir hier für 1200 Euro netto in den 25 Stunden leisten«, hatte irgendwann eine ihrer Kolleginnen gesagt. Sie hatten alle nicht sofort verstanden, was sie meinte. Aber die Kollegin hatte es ihnen erklärt.

»Na, Waren einräumen, etikettieren, kassieren, Regal-pflege und nebenbei noch Sozialarbeit leisten, das muss uns mal einer nachmachen.«

Sie hatten gelacht, als sie das hörten. Ja, ganz schön viel für so einen Lohn, da hatte die Kollegin Recht gehabt, auch wenn die Geschäftsleitung niemals von Sozialarbeit, sondern von Kundenpflege reden würde. Ihr war es egal, wie sie es nannten. Es war trotzdem ein angenehmer Teil ihrer Arbeit, denn er gab dem, was sie hier machten, ein klein bisschen zusätzlichen Sinn. Auch

wenn es manchmal nervig war, in Stoßzeiten noch Gespräche führen zu müssen, die sie nicht selber betrafen. Die Kollegin rief sie zwischendurch über die Sprechanlage wieder zur Kasse. Ja, da hatte sich tatsächlich eine lange Schlange gebildet, Frau Wagner war darunter. Oh nein, jetzt nicht noch ein Gespräch über ihren fabelhaften Sohn oder ihre tolle Enkeltochter, die sie kaum kannte! Alles hat seine Grenzen. Sie beeilte sich mit dem Kassieren, denn sie wollte möglichst schnell Zeit haben für einen zweiten Versuch, um Micha anzurufen. Frau Wagner wollte tatsächlich während des Kassierens das Gespräch fortsetzen, aber sie nickte nur kurz und antwortete einmal mit »Jaja«.

Frau Wagner bemerkte ihre abweisende Haltung, sie warf den Kopf in den Nacken, vermied jeden Blickkontakt und verabschiedete sich auch nicht. Ob sie jetzt beleidigt war? Ja, das gehörte auch zu den Erfahrungen, die sie gemacht hatte. Freundlichkeit löste nicht unbedingt Dankbarkeit aus, sondern konnte fordernd werden. Für manchen, der hierher kam, waren sie Familienersatz und entsprechend benahmen sie sich auch.

Der junge Mann, der hinter Frau Wagner in der Schlange stand, war ihr lange Zeit nicht geheuer gewesen. Wenn er sich von ihr unbeobachtet fühlte, starrte er sie an, wenn sie es bemerkte, blickte er schnell weg. Er war jünger als sie, höchstens Mitte dreißig und trug stets einen Anorak, selbst wenn es warm war. Eine Zeitlang hatte sie sich darüber gewundert, dann hatte sie ihn zufällig in der Stadt gesehen, wie er mit Fahrrad und großer Tasche am Lenker Briefe und Werbeblätter verteilt hatte. Für einen privaten Zustelldienst arbeitete er also oder er hatte selber einen gegründet. Daher der Anorak, denn er musste bei seinen Touren immer darauf gefasst sein, dass es regnete.

Sie hatte kapiert, warum er sie so ansah, hatte ihn ihrerseits heimlich beobachtet, aber schließlich darauf verzichtet, ihn anzulächeln oder sonst wie Mut zu machen. Sein Gesicht wirkte angespannt, fast ein wenig frustriert. Holger hatte ihr gereicht. Holger, der zu der Zeit, als sie ihn kennenlernte, hochfliegende Pläne gehabt hatte. Was er nicht alles schaffen wollte! Sich selbständig machen, ein Haus bauen, große Reisen unternehmen, Dann aber hatte er sich in seinem Job bei der Elektrofirma eingerichtet und alle Pläne vergessen. Als er zwischendurch für ein paar Monate arbeitslos war, hatte er den letzten Mumm verloren. Das war zu der Zeit gewesen, als Micha schon da war. Spätestens da hatte sie gemerkt, dass er nicht gut war für sie und damit auch nicht für Micha. Gut, ihr Leben würde keine Ausreißer nach oben haben, damit hatte sie sich abgefunden, aber das hieß noch lange nicht, dass es deshalb untergehen müsste in Misslaunigkeit und den Ablauf des ewig Gleichen. Obwohl, wenn sie daran dachte, wie ihr Alltag jetzt aussah ...

Sie vermied den Blickkontakt zu dem jungen Mann beim Kassieren, hörte aber erstaunt, dass er sich zweimal räusperte, was er noch nie getan hatte. Der wird mich doch wohl nicht ansprechen, dachte sie. Nein, das tat er nicht. Als sie ihn bei der Rückgabe des Wechselgeldes doch kurz anblickte, sah sie einen so tieftraurigen Blick, dass er ihr Leid tat. Sie musste sich selber zur Ordnung rufen, um nicht irgendetwas Tröstendes zu sagen. Nein, Mitleid war keine Basis. Wer hatte denn Mitleid mit ihr? Wer fragte sie nach ihren kleinen Träumen, die für andere nichts wären, für sie dagegen alles?

Der Mann packte alles in eine Plastiktüte, es waren zwei Äpfel, etwas Käse, ein Baguettebrot, eine Flasche Wein. Lebensmittel für jemanden, der allein lebte und der sich einen gemütlichen Abend machen wollte. Soweit das möglich war.

Kurz darauf hatte sie Zeit für einen zweiten Versuch, um Micha zu erreichen, aber auch diesmal meldete er sich nicht. Sie biss sich auf die Lippe. Verdammte, wo steckte er? Eben hatte sie sich dem jungen Mann gegenüber noch überlegen gefühlt. Nein, sie wollte nicht andocken an ein frustriertes, eingeschränktes Leben. Aber jetzt wurde sie mit aller Macht darauf gestoßen, wie eingeschränkt ihr eigenes war. Ihr Leben, das war Micha, sonst nichts. Für ihn tat sie alles, auch diese Arbeit hier, die besser war als die im Discounter, aber auch eben nichts Besonderes. 1200 Euro, das war es, weshalb sie hier war.

Die Marktleiterin kam vorbei.

»Was ist los?«, fragte sie.

»Ach nichts. Ist schon wieder alles in Ordnung.«

Die Marktleiterin nickte. »Wird schon«, sagte sie.

Bestimmt hatte sie über die Videoüberwachung gesehen, dass sie telefoniert hatte. Es war nett von ihr, dass sie darauf nicht einging. Ja, dachte sie, es war alles eng, eingeschränkt, aber es gab in all dem auch schöne Momente. Diese Begegnung mit der Marktleiterin gehörte dazu, sie durfte nicht alles schwarzsehen.

Die Marktleiterin hatte es auch nicht leicht. Gut, sie verdiente mehr Geld als sie, tausend Euro im Monat mehr bestimmt, ihr Mann verdiente zudem bei einer Versicherung, Geld hatte ihre Familie also genug und konnte sich mehr leisten als sie. Aber ihre beiden Kinder waren viel allein, öfter sogar noch als Micha. Manchmal wirkte sie betrübt, niemand wusste, was dann passiert war, denn über ihre Familie sprach so gut wie nie. Sie führte den Supermarkt gut, sie hatte Verständnis für ihre Mitarbeiter, sie meckerte selten, das war viel in diesen Zeiten. Nach ihrem Erlebnis beim Discounter konnte sie das beurteilen.

Während ihrer restlichen Arbeitszeit ließ sie die Anspannung nicht mehr los. Es war wenig, was sie vom Leben erwartete und das wenige war auch noch gefährdet. Gitarrenmusik klang plötzlich zu ihr herüber. Der Straßenmusiker hatte sich wieder vor dem Eingang aufgebaut, er spielte gut, spanische Klänge waren darunter. Vielleicht würde seine Musik sie beruhigen, hoffte sie, aber das trat nicht ein. Dauernd sah sie vor ihrem inneren Auge Micha, mal allein bei seinen Ballerspielen, mal zusammen mit den merkwürdigen Typen am Kiosk. Als sie endlich Feierabend hatte, beeilte sie sich, nach Hause zu kommen. Mit Herzklopfen öffnete sie die Tür zu Michas Zimmer. Gott sei Dank, er war da. Und das Beste war, er spielte nicht eines dieser Ballerspiele, sondern schrieb irgendeinen Text am Computer.
»Ist was?«, fragte er, als er sie sah.
»Nein«, antwortete sie und lächelte, »es ist alles in Ordnung.«

Auszug aus der Novelle »Die lange Reise des Herrn Balzac«

1. »Bitte, Monsieur, bleiben Sie sitzen, wo Sie sind. Um Gottes Willen, bewegen Sie sich nicht, ich flehe Sie an!«
Der Kutscher hatte den Schlag geöffnet, streckte ihm abwehrend den linken Arm entgegen, während er mit der rechten Hand die Zügel hielt und blickte ihn aus weit aufgerissenen Augen an. Sein Gesicht war nass vom Regen, der verbeulte Hut durchweicht.
Verdammt, was wollte der Kerl von ihm? Warum sollte er bewegungslos in der Ecke dieser Kutsche verharren, wo doch die anderen Mitreisenden längst ausgestiegen waren?

Er beugte sich hinüber zum gegenüberliegenden Fenster, konnte aber nichts anderes erkennen als die schwarzen, tief hängenden Wolken, aus denen es gerade noch heftig geregnet hatte. Als er auf der Sitzbank näher zum Fenster rutschte, begann die Kutsche zu schaukeln.

»Um Gottes Willen, Monsieur, was tun Sie da? Wollen Sie uns alle gefährden? Die Kutsche, meine Pferde und sich selber?« Der Kutscher winkte verzweifelt mit der freien Hand.

Noch immer verstand er nicht, aber als sich die Kutsche leicht in Richtung des Fensters neigte, sah er es plötzlich. Unter ihm gähnte der Abgrund. Ach was, das war kein Abgrund, eine Hölle war das! Die Kutsche hing halb über dem Abhang zu einem Alpental, wie er es tiefer während der gesamten Fahrt nicht gesehen hatte. Spielzeuggroß lag zwischen sattgrünen Wiesen ein Bauernhof. Von einem Moment zum anderen schlug sein Herz bis zum Hals. Hastig rutschte er zurück in seine Ecke und quetschte sich noch tiefer hinein als er es während der Fahrt getan hatte. Hinter dem dünnen Stoff spürte er an der Schulter schmerzhaft die harte Holzwand.

»Ja, so ist es gut«, rief der Kutscher, »bleiben Sie dort! So halten Sie den Wagen im Gleichgewicht. Jetzt müssen nur noch die Pferde anziehen und wenn das Hinterrad erst wieder den Boden berührt hat ... Sie werden sehen, es wird alles gut.«

Er versuchte, sich nichts davon anmerken zu lassen, dass der Kutscher sein Erschrecken als bewusste Rettungstat missverstanden hatte. Beruhigt hatten ihn dessen Worte jedenfalls nicht.

Die verdammten Gäule, dachte er, wer konnte wissen, in welche Richtung sie austraten? Die taten doch, was sie wollten, wenn sie in Panik geraten waren. Und das waren sie, wie er an den weit aufgerissenen Augen des einen Gaules und dem Schaum vor seinem Maul sehen konnte.

Er hatte mal erlebt, was passierte, wenn sie nicht auf die Kommandos des Kutschers hörten. Damals, als er auf der Reise nach Genf war, hatte er einen Teil der Fahrt liegend auf dem Dach der Kutsche verbracht. Von dort aus hatte er, ungestört von den Mitreisenden, den Sternenhimmel beobachten können. Ein wundervoller Anblick, ein Bild zum Träumen. Die ewige Harmonie dort oben, die vergängliche Komödie hier unten. Aber als er um Mitternacht an der Poststation an einem Seil hinuntergelassen wurde, hatte sich eines der Pferde erschrocken, war nach hinten ausgetreten und hatte ihn gegen den ausgeklappten Einstieg gestoßen. Den stechenden Schmerz spürte er heute noch, wenn er daran dachte. Aber das war nicht das Schlimmste gewesen. Die Wunde war so tief gewesen, dass ihm das Blut aus dem Hosenbein geflossen war. Als er es hoch zog und die Verletzung sichtbar wurde, hatte eine Mitreisende vor Schreck aufgeschrien. Ja, das war das eigentlich Schlimme an diesem Unfall gewesen. Mit so einer Wunde erschreckte er die Frauen, und er war auch damals in Liebesabenteuern unterwegs gewesen. Die Marquise de Castries erwartete ihn in einem Genfer Hotel, niemand Geringerer als eine Herzogin, und sie sollte endlich die Seine werden. Ja, das hatte er sich gewünscht, diese Hoffnung hatte ihn seit Jahren begleitet. Aber wie sollte sie das werden, wenn er, der sie begehrte, humpelnd und mit offenem Bein bei ihr erschien? Er hatte trotzdem nicht aufgegeben, obwohl der Schmerz unerträglich gewesen war. Aber der Wille hatte ihn stark gemacht, wie so oft in seinem Leben hatte er gedacht, dass sein Wille es richten würde. Ja, was man will, was man wirklich will, wird einem nicht vorenthalten. Daran hatte er fest geglaubt! Gestützt auf den Kutscher hatte er sich in die Poststation geschleppt und notdürftig verbinden lassen. Und dann war er weitergereist. Ja, der Wille ...

Aber bei dem, was hier passierte, ging es nicht um ein offenes Bein. Ein kleiner Fehltritt nur, und er würde zerschmettert in einem verlassenem Alpental liegen, inmitten der Trümmer dieser schäbigen Kutsche und neben zwei Pferdekadavern. Niemand Geringerer als er, Honoré de Balzac! Der große Balzac, den ganz Europa kannte!

»Um Gottes Willen, nun machen Sie schon!«

Er verschränkte die Arme, drückte sie gegen seinen Bauch, hielt die Luft an und versuchte, sich noch schwerer zu machen als er es ohnehin schon war. Zum Aussteigen war es längst zu spät. Dazu hätte er als einer der ersten die Kutsche verlassen müssen, in dem Moment, als die Fahrt nicht mehr weiterging. Dann wäre jetzt ein anderer in der misslichen Lage, das Gleichgewicht halten zu müssen. Obwohl, ob dieser schmale Hänfling da drüben, der ihm während der Fahrt gegenüber gesessen hatte und der nun mit offenem Mund, vor der Felswand stehend, zu ihm herüber startete, in der Lage wäre, ein Gegengewicht zu bilden, daran hatte er seine Zweifel. Nein, für diese Aufgabe war schon jemand wie er ...

Gleichzeitig spürte er, dass er beleidigt war. Dazu taugte er also noch, dachte er. Gut genug war er, um eine Kutsche zu retten, aber nicht durch eine große Idee oder sein besonderes Können, wie man es von ihm jeder Zeit erwarten konnte, sondern einzig und allein durch sein plumpes Gewicht. Er presste seine Arme noch stärker gegen seinen Bauch.

»Los jetzt, worauf warten Sie!«

Lange, das merkte er, würde er die Spannung sowieso nicht aushalten. Einen Moment zu viel, und er würde versuchen rauszuspringen, egal was passierte.

Der Kutscher hielt die Zügel stramm, während er an den Pferden vorbei nach vorn ging.

»Hoho, jetzt ganz ruhig, meine beiden.«

Eines der Pferde schlug heftig mit dem Schweif. Er in seiner Ecke zuckte zusammen und überlegte wieder, ob ihm nicht doch mit einem Sprung durch den Schlag die Flucht gelingen könnte. Aber es war aussichtslos. Bei der geringsten Bewegung würde die Kutsche zur Seite kippen und hinunterstürzen, noch bevor er sich ganz aufgerichtet hätte.

Der Kutscher stand jetzt direkt vor den Gäulen, er hielt den Zügel noch immer stramm. Aber das ahnte er mehr, als dass er es aus seiner bedrängten Lage heraus sehen konnte.

»Ho«, rief der Kutscher, »vorwärts jetzt! Zieht, wir schaffen das!«

Ein leichter Ruck verriet ihm, dass die Gäule ihre Muskeln angespannt hatten. Jetzt nach vorne treten, dachte er und wagte noch immer nicht zu atmen, bloß nicht nach hinten! Einen Moment lang blieb es still, dann bewegte sich die Kutsche, langsam, ganz langsam. Im ersten Moment begriff er nicht, in welche Richtung es ging, aber dann merkte er es. Ja, es ging nach vorn, tatsächlich nach vorn! Er hätte laut jubeln können vor Freude, aber er hielt sich zurück. Nicht zu früh, dachte er, bloß nicht zu früh freuen! Dann gab es plötzlich einen heftigen Ruck, das Hinterrad hatte wieder den Boden berührt und die Kutsche schoss drei, vier Meter vom Abgrund weg. Endlich konnte er wieder durchatmen. Seine Arme fielen auf den Sitz herab, als gehörten sie nicht zu ihm.

Als er kurz darauf ausgestiegen war und sich umblickte, sah er, dass ein Teil des Weges weggebrochen war. Der Regen hatte die Erde aufgeweicht und weggespült. Sie lag jetzt dort unten im Tal, wo beinahe auch er ... Nicht dran denken, bloß nicht dran denken.

Der Kutscher kam auf ihn zugestürzt. »Sie haben meine Kutsche gerettet und meine Pferde«, rief er und zog seinen Hut. »Sie sind ein Held, ein großer Mann!«

Ein fetter, dachte er, ich bin ein fetter Mann. Sei wenigstens ehrlich, wenn ich dir schon geholfen habe.

2. Er reiste nicht mehr so gerne wie früher. Das lag nicht an den Abenteuern, die er dabei erlebt hatte, nein, damit hatte es nichts zu tun. Aber er war alt geworden, alt und krank. Ruhe täte ihm gut, das wusste er. Ruhe würde sein Chagrinleder, seine Schicksalshaut, nur geringfügig verkleinern und sein Leben verlängern. Aber gleichzeitig wusste er auch, dass es nicht anders ging. Er musste reisen, denn das große Ziel seines Lebens lag weit entfernt von Paris. Sehr weit, so dass ihm ein wenig vor der Fahrt graute. Sein Ziel war L'Étrangère, die Fremde, war Eva von Hanska. Seine geliebte Evelina. Aber wie weit, wie unglaublich weit entfernt von ihm wohnte sie! Bis in die Ukraine musste er fahren, bis nach Wierchowonia zu ihrem Landschloss, um sie zu treffen und sie endlich zu heiraten.

Anonym hatte sie sich bei ihm vorgestellt, in einem Brief, den sie einfach mit »die Fremde« unterzeichnet hatte. Ein Scherz, ein Spiel, aber hinter der Maske verbarg sich doch der Wunsch, ihn kennenzulernen. Das hatte er sofort vermutet, als er ihren Brief inmitten der Verehrerpost entdeckte. Und noch etwas hatte er geahnt. Nämlich dass es ein besonderer Brief war, ein Brief des Schicksals.

Über eine Zeitungsanzeige hatte er der Unbekannten mitgeteilt, dass ihr Brief angekommen sei und dass sie sich melden solle. Sechzehn Jahre war das jetzt her. Sie hatte es getan und im nächsten Brief ihren Namen genannt und vor allem hatte sie geschrieben, wie sehr sie seine Bücher schätzte. Er hatte sie sofort geliebt. Ohne sie je gesehen zu haben, hatte er gewusst, dass dies die Frau seines Lebens war. Ja, an so etwas glaubte er. An Telepathie, an geheime Signale, die nur der verstand, für den sie bestimmt waren.

Seine zweite Frau war sie genauer gesagt, jene nach seiner Dilecta, nach Laure de Berny, die in seinen jungen Jahren für ihn alles gewesen war, Geliebte, Mutter, Beraterin in allen Lebensfragen. Die ihn zu dem gemacht hatte, was er geworden war, zu einem Schriftsteller mit Geschmack. Damals war er so alt gewesen wie ihre Töchter, seit Jahren war sie nun schon tot. Es war kein Verrat gewesen, dass er sich damals Eva zugewendet hatte, die Dilecta, alt geworden, war seine Freundin geblieben. Sie hatte von Eva gewusst und ihm trotzdem ihre Liebe bewahrt.

Aber ach, wie selten hatten er und Evelina sich in all den Jahren getroffen? Wie viele Briefe waren nötig gewesen, um diese Liebe zu gewinnen, wie viele Romane hatte er ihr gewidmet, um sich ihre Liebe zu erhalten?

Aber jetzt sollte es endlich so weit sein, jetzt musste sie ihn heiraten. Ihr Mann war verstorben, endlich war er tot! Ja, er scheute sich nicht, das genauso zu denken, endlich gab es ihn nicht mehr, dieses Scheusal. Schon zu seinen Lebzeiten hatten sie sich verlobt, in einem Hotelzimmer, ganz geheim. Und auch ihre Tochter Anna war inzwischen verheiratet, all die Gründe waren damit weggefallen, die sie gehindert hatten, sich zu ihm zu bekennen. Jetzt musste er zu ihr fahren, jetzt wartete sie auf ihn und er würde endlich das große Ziel seines Lebens erreichen. Jenes Ziel, das sein eigentliches Leben bedeutete.

Da passte es gut, dass ihm eine Notiz in der Zeitung aufgefallen war. Die Köln-Mindener Eisenbahn war in Betrieb genommen worden. Es war nur eine kleine Notiz gewesen, aber für ihn bedeutete sie eine großartige Nachricht. Denn nun konnte er mit der Eisenbahn durchfahren von Paris bis Krakau. Schneller ging es damit und vor allem bequemer als mit der Postkutsche, in der man durchgeschüttelt wurde und jedes Schlagloch bis ins

Mark spürte. In Krakau musste er zwar wieder die Postkutsche nehmen, aber von dort aus war es nicht mehr weit. Den letzten Abschnitt von der Poststation bis zum Landschloss musste er mit einer Kibitka fahren. Trotzdem, um eine Woche früher konnte er auf diese Weise bei ihr sein, weil er natürlich keine Pause einlegen würde. Wozu Pausen, wozu Nächte in den Hotels fremder Städte? Jemand wie er hatte keine Zeit zu verlieren.

Jetzt lief er auf den belgischen Bahnhof mit seinen großen Bogenfenstern zu. Er ging aber nicht quer über den Platz, sondern lief am Rand entlang, denn er wollte nicht auffallen. Es war noch früher Morgen, die Luft war frisch, aber die aufgehende Sonne färbte den Himmel im Osten rosa. Es würde ein schöner Tag werden, von dem er aber nichts mitbekam. Jemand wie er, der nachts arbeitete, bekam von den wenigsten Tagen etwas mit.

Mit einer Kutsche hatte er sich hierherbringen lassen. In der linken Hand trug er einen Proviantkorb. Schiffszwieback hatte er eingepackt, dazu eine geräucherte Zunge, um nicht dauernd auf das trockene Zeug angewiesen zu sein. Außerdem hatte er eine Flasche Anisettelikör dabei und Kaffee natürlich. Seine bewährte Mischung aus drei verschiedenen Sorten, unerlässlich beim Schreiben.

In der anderen Hand trug er einen kleinen Koffer mit frischer Wäsche und vor allem einer Ersatzhose. Die dunkelgraue Hose, die er jetzt trug, war in der Taille faltig geschnitten, so dass sie bequem saß, was auch wichtig war bei seinem ausladenden Bauch. Die Hosenbeine waren lang, sie stießen bis auf die Halbstiefel. Sein Sakko war ebenfalls weit, um seinen Hals hatte er ein dunkelblaues Tuch geschlungen, was nötig war, denn es war früher Morgen und die Septemberluft war frisch. Und natürlich hatte er gelbe Handschuhe übergestreift, sein Markenzeichen, genau wie der Spazierstock mit dem Elfenbeinkopf, den er an den Koffer geschnallt hatte. In ganz Europa war er für diesen Spazierstock bekannt.

Er keuchte, während er sich dem Bahnhof näherte. Schon das normale Laufen fiel ihm schwer, umso mehr belastete ihn jetzt das Gepäck. Schweiß rann ihm von der Stirn, obwohl es nicht warm, sondern der Himmel bedeckt war. Er wollte ihn wegwischen, aber er hatte keine Hand frei. Immer wieder musste er husten. Schließlich schaffte er es nicht mehr, weiter zu gehen. Er bekam kaum noch Luft und musste das Gepäck abstellen. Eine Frau überholte ihn, sie trug nur eine leichte Tasche. Ihren mitleidigen Blick versuchte er zu übersehen. Der nächste Hustenanfall schüttelte ihn. Als er sich endlich beruhigt hatte, musste er wieder an sein Chagrinleder denken. Wie viel war davon noch übrig? Es musste viel sein, musste, denn sein eigentliches Leben lag ja noch vor ihm. Alles, was er bisher geschafft hatte, sein riesiges Werk, die »comédie humaine«, war nur ein Vorspiel gewesen für das, was jetzt kommen sollte. Für ein Leben in Liebe.

Das große Eingangstor zur Bahnhofshalle lag nur ein paar Meter von ihm entfernt. Er gab sich einen Ruck, griff nach seinem Gepäck und ging weiter. Als er die Halle betrat, war er überrascht, wie hell sie war. Durch viele Fenster strömte das Tageslicht hinein. Und groß war sie! Nicht so groß wie Notre Dame natürlich, aber die vielen Reisenden hatten genügend Platz, um sich ungestört zu bewegen. Ein Tempel der Neuzeit, so würde er sie benennen, wenn er sie in einem seiner Romane beschreiben müsste. Aber wahrscheinlich würde er den Begriff bei einer seiner Korrekturen wieder streichen. Es klang irgendwie zu einfach, zu gewöhnlich. Ja, er korrigierte viel. Er war der Schrecken der Pariser Setzer. Sie berechneten das Maß ihrer Arbeit sogar nach seinem Namen. Für einen Balzac bekamen sie mehr als zehn Sous.

Aber jetzt würden sie Ruhe vor ihm haben, lange, vielleicht sogar sehr lange. Er würde zwar schreiben in der

Ukraine, das schon. Aber er würde nichts in Druck geben und sie würden ihn und ihre täglichen Einheiten Balzac vermissen. Er musste schmunzeln bei dem Gedanken.

Er stellte sein Gepäck ab und blickte sich um. Nein, er sah niemand, den er kannte, erleichtert atmete er auf. Auf der linken Seite, zwischen zwei Fenstern, befand sich der Schalter, an dem er sich eine Fahrkarte kaufen musste. Vor ihm versperrte ein Gitter den Weg zum Peron und dahinter stand ein Zug. Der Belgische Bahnhof Paris – Nord war ein Sackbahnhof, deshalb konnte er nur die Rückseite des letzten Waggons erkennen.

Seine Fahrkarte war ein Zettelbillett mit Coupons für jede Bahngesellschaft, deren Schienenstrang er nutzen würde.

Der erste Coupon wurde ihm schon an der Sperre abgerissen, dann lief er zum Zug hinüber. Die Lokomotive stand unter Dampf, ihr Schornstein warf Wolkenfetzen in die große Halle. Ein Mann mit förmlichem Zylinder und Nankinghosen ging vor ihm her, ein Ehepaar, die Frau eingehängt bei ihrem Mann, folgte ihm. Er wartete ab, in welches Abteil sie gehen würden, denn er wollte allein sein. Bei einem Abteil im dritten Waggon hatte er das Gefühl, richtig zu sein. Er öffnete die Tür, ja, das Abteil war leer. Zuerst hob er seinen Koffer hinein, dann den Proviantkorb, anschließend kletterte er selber die beiden Stufen hoch. Es fiel ihm schwer, sein Gewicht hoch zu stemmen. Er zog sein Sakko aus, setzte sich in Fahrtrichtung und legte sein Gepäck auf den Sitz gegenüber. Sollte jeder, der in dieses Abteil steigen wollte, sehen, dass hier wenig Platz war. Den Schal ließ er umgebunden. Einerseits fand er, dass er ihm gut stand, andererseits war es auch im Abteil frisch.

Durch das Fenster beobachtete er die Leute auf dem Peron. So viel Gepäck wie er, merkte er, hatte niemand dabei. Kein Wunder, wer hatte schon einen Grund, so weit zu reisen wie er?

Ein Mann mit eng tailliertem Mantel lief über den Peron und blieb einen Augenblick unschlüssig vor seinem Abteil stehen. Wollte der etwa zu ihm? Unter dem Mantel trug er eine bunte Weste, dazu eine Krawatte. Er war schlank und hatte ein schmales, faltiges Gesicht. An der Hand hielt er eine kleine Reisetasche. Es sah nicht so aus, als wollte er weit fahren, aber trotzdem, er sollte sich ein anderes Abteil suchen. Jemand wie er, dachte er, hat Anspruch auf Bequemlichkeit und Ruhe. Vor allem aber wollte er unentdeckt bleiben. Niemand sollte wissen, dass er wegfuhr und schon gar nicht, wohin seine Reise ging. Vor allem durfte es niemand von den Gerichtsvollziehern wissen, diesen Kletten, die sich seit Jahren an seine Fersen hefteten und ihn nicht in Ruhe ließen. Ihn, der doch an einem riesigen Werk arbeitete und Rücksicht verdient hatte.

Aber der Mann ging weiter. Gott sei Dank, dann war er also keiner von diesen Blutsaugern, denen zuzutrauen war, dass sie sich selbst bei dieser Fahrt, weil sie sich irgendwas davon versprochen, an seine Fersen hefteten.

Ob er einen Schluck von dem Anisettelikör probieren sollte? Als eine Art Begrüßungstrunk mit sich selber? Als Ausdruck der Freude darüber, dass niemand etwas von seiner Abfahrt bemerkt hatte? Nein, besser nicht. Er musste erst in Erfahrung bringen, wie ihm die lange Zugfahrt bekommen würde. Am Ende würde ihm vom rasenden Tempo schlecht werden, und er konnte keine weiteren Beschwerlichkeiten neben seinem Husten und der Kurzatmigkeit gebrauchen.

Er schloss die Augen. Als irgendwann der Pfiff des Schaffners ertönte und der Zug kurz darauf anruckte, wusste er nicht, ob er für einen Moment eingedöst war

oder nicht. Er beobachtete, wie der Zug langsam aus der Bahnhofshalle rollte. Dann sah er für kurze Zeit Straßenzüge, anschließend dehnte sich freies Feld neben der Bahnstrecke aus. Der Nordbahnhof war nah an den Stadtrand gebaut worden.

Gut so, dass der Zug endlich rollte. Mit jeder Umdrehung der Räder kam er seiner Liebe näher, seiner Evelina.

3. Bilboquet, komm! Ach, unser Bilboquet, nein, ist das lustig mit ihm. Hör nur, Anna, was er erzählt! Wer sind wir, was hast du gesagt, Nori? Die Saltimbanques sind wir, die Seiltänzer? Du bist Bilboquet, ich, deine Eva, bin Atala. Wir heißen alle so wie die Personen in dem berühmten Theaterstück, das du in Paris gesehen hast. Und Anna, Anna ist Zephyrine? Hast du gehört, Zephyrine, was unser Bilboquet noch gesagt hat? Ein Jockey will er werden und so ein neumodisches Pferderennen bestreiten, wie das jetzt in England Mode geworden ist. Unser dicker Bilboquet auf einem Pferd, stelle dir das vor, Anna. Und dann reitet er mit seinem Pferd gegen die kleinen, schlanken Jockeys. Und weißt du, warum er glaubt, zu gewinnen. Weil er die Sprache der Pferde versteht. Als Dichter, sagt er, kann er alle Sprachen verstehen, wenn er nur will. Selbst die der Pferde, und deshalb weiß er, wie er sie reiten muss. Nein, Zephyrine, mir tut schon der Bauch weh vor Lachen. Und kaufen will er sich natürlich auch zwei Rennpferde. Wenn sie dann gewonnen haben, mit ihm im Sattel natürlich, halt mich, Zephyrine, ich kann nicht mehr, dann will er sie ... Ach, unser Bilboquet, immer will er alles zu Geld machen. Immer, so stellt er sich das vor, macht er die größten Gewinne. Es ist so schön mit ihm, vor allem so lustig.

Ja, sie waren die Seiltänzer gewesen, vier an der Zahl. Graf Mniszech gehörte noch dazu, Annas Gatte, er war der Gringalet. Ein langweiliger Insektensammler war er,

ungehobelt, der mit seinen Reden allen vor den Kopf stieß, auch ihm, aber das war ihm egal gewesen. Die Damen machten alles wett. Anna und seine Evelina.

Und er war der Lustige gewesen, immer der Lustige, obwohl er eigentlich der Liebende sein wollte und manchmal tief traurig in seinem Herzen war.

Getanzt haben sie, drei Monate lang, von Stadt zu Stadt. Alles hatte er dabei vergessen, was ihn in Paris bedrückt hatte. Die Schulden, die Blutsauger von Verlegern und Gerichtsvollziehern, die Aufträge für Fortsetzungsromane in den Zeitschriften, für die er schon Vorschuss kassiert hatte, ohne den er diese Reise gar nicht hätte antreten können. Alles war weit weg gewesen. Sollte seine Mutter, die nie eine richtige gewesen war, sich darum kümmern. Ihr gönnte er den Ärger.

Aber noch besser als das Theaterstück war die Musik gewesen, die während ihrer Reise erklungen war, ja die Musik. In Dresden, wo alles anfing, war es die Ouvertüre gewesen. In Cannstadt und Straßburg, da waren es schon Concertos, die sich zum Concerto grosso steigerten, aber dann in Frankreich, da war es längst die gelehrte Liebe, würdig Beethovens großen Symphonien, vor allem seiner fünften, der C-Moll-Symphonie. Und dann in Brüssel, in Rotterdam, da war es Gesang. Der Gesang zweier Liebender, vereint in einem Duett. Eva und Nori. In der Liebe nannte sie ihn nicht Bilboquet, sondern Nori. Und mit ihm sang sein Bengalivogel. Ja, jeder und alles hatte bei ihnen einen Namen.

Über Deutschland, Frankreich bis nach Holland hatte sie ihre Seiltänzerreise geführt. Und sie war ungetrübt gewesen bis zuletzt und diente nur ihrer Liebe, auch wenn in Holland schon die Herbstblumen auf den Hoteltischen standen und der Geruch leisen Vergehens die Zimmer erfüllte.

Ach, sein Bengalivogel hatte schon lange nicht mehr gesungen ...

5. Er durfte sich nicht selber klein machen. Wer, wenn nicht er, hatte ein Anrecht darauf, groß zu leben? Er war Honoré de Balzac, wer waren im Vergleich dazu Eugène Sue, Alphonse de Lamartine oder dieser Dumas? Es stand ihm zu, gut zu leben und zu genießen!

Deshalb brauchte er auch ein Kabriolett, und dazu natürlich ein Pferd, um wie die anderen, vor allem wie Lautour-Mézeray, dieser Modedandy mit seiner lächerlichen Kamelienblume im Knopfloch, ein Typ, der noch nie etwas Geistreiches geschaffen hatte, zum Theater zu fahren oder zur Oper. So vorzufahren, wie es einem Mann seiner Bedeutung angemessen war. Mit einem Tilbury natürlich. Zu dem Pferd brauchte er natürlich einen Groom, einen Diener mit schmucker, blauer Uniform, denn neben all seiner Schreibarbeit konnte er auf keinen Fall ein Pferd pflegen. Und zu dem einen Pferd gehörte ein zweites, falls das eine ausfallen sollte. Gut, er hatte gerade seine Wohnung erweitert, hatte ein Stockwerk hinzugemietet, die Handwerkerrechnungen hatten sich summiert und waren höher ausgefallen als er es erwartet hatte, aber das alles zählte nicht. Wenn er sah, welche Durchschnittstypen, die nichts leisteten außer Geld zu scheffeln, sich alles gönnen konnten, hatte er, der doch wirklich etwas schaffte, das auf jeden Fall verdient. Dann musste er sich eben Geld leihen, wenn seine Honorare nicht ausreichten. Oh, seine Honorare waren nicht schlecht, wirklich nicht. Sie waren immer nur gestiegen in den letzten Jahren, und sie würden weiter steigen. Von seinen Schriftstellerkollegen verdiente kaum jemand so viel wie er. Es war sicher, dass der Tag kommen würde, an dem er alles zurückzahlen könnte, was sich an Schulden aufgehäuft hatte, und das sogar auf einen Schlag. Mit nur einem großen Werk würde er das schaffen und davon würde er noch viele schreiben. Ja, er durfte sich nicht klein machen, er hatte ein Anrecht darauf, groß zu leben.

Aber erst einmal konnte er nicht bleiben in seiner geliebten Wohnung in der Rue de Cassini. Er musste es verlassen, dieses schöne Haus mit dem großen Mittelstockwerk, das er auch gemietet hatte. Vor allem den Balkon hatte er geliebt, der getragen war von ionischen Säulen und den Blick frei gab auf einen Gemüsegarten, in dem sogar, mitten in Paris, eine Ziege graste. Keine ruhige Minute hatte er mehr in dieser Wohnung gehabt, weil dauernd die Gerichtsvollzieher auftauchten und ums Haus herumschlichen. Diese Erbsenzähler und Blutsauger.

»Ist Monsieur Balzac da? Kommen Sie raus, Monsieur Balzac! Verstecken Sie sich nicht länger, wir haben Sie gesehen!«

Wie soll er schreiben können bei diesem Lärm? Wie soll er sich konzentrieren, damit seine Figuren, die in seinem Kopf stecken, lebendig werden?

»Bezahlen Sie Ihre Schulden und wir lassen Sie in Ruhe. Geben Sie uns eine Anzahlung, wenigstens das, dann gehen wir und kommen erst in ein paar Wochen wieder.« Geld geben, eine Anzahlung, dass er nicht lachte. Wenn sie ihn schreiben ließen, wenn er die Geschichte der Seraphita beenden könnte, die eine Frau liebt und von ihr geliebt wird, obwohl sie selbst Frau ist, die zusätzlich von einem Mann geliebt wird, der sieht, was für ein Wesen sie in Wirklichkeit ist, ja, wenn er diese phantastische Geschichte fertig stellen könnte, dann hätte er wieder Geld. Sollten sie danach wiederkommen und ihn bis dahin in Ruhe lassen. Aber das taten sie nicht, dauernd standen sie vor dem Haus, riefen und betätigten die Hausglocke. Seinen Tilbury hatten sie längst beschlagnahmt, dazu die beiden Pferde. Nur der Groom war ihm geblieben. Aber was sollte er mit einem Groom ohne Kutsche und Pferde?

Da hatte er eine Idee. Madame Veuve Durant müsste ihm helfen. Sie würde eine Wohnung in der Rue des Batailles 13 für ihn anmieten. Eine ganz unauffällige Wohnung, in der ihn niemand vermutete. Ja, das musste Veuve Durant für ihn tun.

Er stand vor dem Concierge und erklärte es ihm.

»Merken Sie sich, diese Wohnung habe nicht ich gemietet, sondern Madame Durant, Veuve Durant.« Und es fiel ihm schwer, ein Lächeln zu unterdrücken.

»Sie ist es, die hier wohnt und niemand anders. Aber leider ist Madame Durant dauernd verreist, so dass alle, die nach ihr fragen, sie nicht erreichen können. Und jemanden anderen außer ihr haben Sie nie in der Wohnung gesehen. Haben Sie das verstanden?«

Der Concierge schaute ihn mit großen Augen an. Es war unklar, ob er überhaupt etwas begriffen hatte. Den Namen der Mieterin, dazu ihre ausgeprägte Reiselust und vor allem, dass niemand, aber auch wirklich niemand anderer hier wohnen sollte.

Oh Gott, dachte er, seine gute Idee! Was sollte nur daraus werden, wenn er auf einen Holzkopf wie diesen stieß, der nichts kapierte.

»Ist gut«, sagte der Concierge schließlich, »ich habe Sie verstanden, Madame Durant. Nur Sie wohnen hier und niemand anderer.«

Jetzt war er es, der sein Gegenüber mit aufgerissenen Augen ansah. Und sein Erstaunen wurde sogar noch größer.

»Ein hübscher Name übrigens, Madame, wenn ich mir diesen Kommentar erlauben darf. Veuve«, sagte er und zog den Namen in die Länge, als wollte er dem Klang nachspüren, »ein Name wie aus einem Buch.«

Er merkte selbst, wie entgeistert er jetzt drein schaute. Was wusste der Kerl über ihn und seine Bücher, wie weit hatte er ihn durchschaut? Oder war der Vergleich mit dem Buch ein Zufall gewesen? Aber das spielte jetzt

keine Rolle. Der Plan war gut, das Versteck war gut, Hauptsache, der Concierge hielt sich an seine Anweisungen. Ganz blöd schien er ja nicht zu sein. Und für seine Freunde, denen er wirklich vertrauen konnte, hatte er sich etwas Besonderes einfallen lassen, damit nur sie Zutritt zu seiner Wohnung fanden und sich niemand anderer einschleichen konnte.

Er erinnerte sich, dass er an seinem Schreibtisch saß und schrieb. Es war sein wackliges Tischchen, das er überall mit hinnahm, seit er daran vor vielen Jahren seine ersten Romane geschrieben hatte. Räubergeschichten, nicht viel Wert, aber er hatte dabei seine ersten Erfahrungen gesammelt, von denen er bis heute profitierte. Nur bei seiner langen Zugreise konnte er sein Tischchen nicht mitnehmen. Wie sollte er es von Abteil zu Abteil, von Zug zu Zug schleppen?

Er war gerade tief eingetaucht in die Geschichte von Vater Goriot, der ganz in seinen Töchtern lebte. Der alles für sie tat und hemmungslos ausgenutzt wurde von ihnen. Um all sein Ersparnes betrogen sie ihn, weil sie in ihrer Scheinwelt des glitzernden Geldes leben wollten, bis Goriot am Ende, arm wie ein Hund, kreperte, was bei seinen Töchtern nicht einmal Mitleid auslöste.

Er wollte von diesem Vater erzählen, der den Fehler beging, bedingungslos zu lieben und der deshalb in einer Welt, in der einzig das Geld zählte, untergehen musste. Ja, in einer Zeit der Mittelmäßigkeit, die der Bürgerkönig repräsentierte, war Liebe, die doch eigentlich alles war, eine unverzeihliche Schwäche. An Vater Goriot wollte er die Umkehr der Werte zeigen und damit viel über die Zeit aussagen, in der er lebte.

Wahrscheinlich hatte er die Stimme, die von außen zu ihm drang, in seinem Unterbewusstsein schon länger wahrgenommen, sie aber immer wieder verdrängt. Auch das Geräusch vom Kratzen der Rabenfedern auf dem bläulichen Papier hatte sie übertönt. Bis nicht mehr zu

überhören war, dass vor seiner Wohnung jemand stand und rief. Er hörte auf zu schreiben und lauschte. Ja, da war deutlich eine fast schon weinerlich klingende Stimme zu hören.

»Der Papagei sitzt auf dem Ast«, rief die Stimme. »Nein, nein, das war gestern. Mein Gott, wie konnte ich bloß das Stichwort vergessen! Ich bringe chinesische Seide, ja, das gilt für heute.« Die Stimme verstummte. Offensichtlich lauschte der Rufer, ob sein Satz Wirkung zeigte. Als er keine Geräusche vernahm, fing er wieder an.

»Nein, das war es auch nicht. Nori, mach auf, ich habe das Stichwort vergessen. Das verdammte Stichwort! Erkennst du denn nicht meine Stimme?«

Doch, er erkannte die Stimme. Das war niemand anderer als Jules Sandeau, sein Freund. Und auch der frühere Freund von George Sand, von dem sie seinen halben Namen behalten hatte. Blöd, dass sein Diener gerade heute frei hatte, der hätte den Besucher längst gehört, hätte ihn empfangen und nach dem Nennen des richtigen Stichworts zu ihm vorgelassen. Aber der war nun mal nicht da, und ob er selbst Sandeau ohne das richtige Stichwort zu ihm durchgelassen hätte, war fraglich. Also musste er selber öffnen.

Mühsam erhob er sich aus seinem Sessel und ging zur Tür. Sandeau dauerte die Wartezeit zu lange, denn er begann, sich immer neue Stichwörter auszudenken, manche darunter, die schon seit Wochen nicht mehr galten. »Der Hase lebt auf dem Lande. Igel vermehren sich ganz vorsichtig.«

Ja, dieses Stichwort hatte er sofort gut gefunden, als es ihm eingefallen war. Er liebte deftige Anspielungen. In seinen »Tolldreisten Geschichten« hatte er noch viel derbere Späße erzählt.

Er hielt es nicht für Zufall, dass gerade Sandeau es war, der das Lösungswort dieses Tages vergessen hatte. Bei

Sandau lief vieles unglücklich, nur wenig klappte. Auch nicht seine Beziehung zu George.

Ganz vorsichtig öffnete er die Tür einen Spaltbreit und schob den Vorhang, der sie von außen verdeckte, ein Stückchen, bereit, die Tür sofort zuzuschlagen, falls es ein übler Trick dieser Blutsauger war. Ja, es war Jules.

»Nori, mach auf, ich bin es wirklich. Du kennst doch meine Stimme, auch wenn ich das Stichwort vergessen habe.«

»Hat dich jemand gesehen?«

»Nein, ich habe genau darauf geachtet, dass mich niemand beobachtet.«

Er ließ ihn rein.

»Mein Gott, dass du es hier aushalten kannst.«

»Wie meinst du das?«

»Na, da draußen diese Bruchbuden. Leere Zimmer, ohne Wandbehang. Nicht mal Farbe ist darauf. Und in den Ecken nichts als Müll.«

»Genau die richtige Tarnung. Wer kommt schon darauf, dass hinter der nächsten Tür jemand wohnen könnte, und besonders ich.«

»Nur Madame Durant weiß davon«, spottete Sandau und lachte. »Aber dann hier, in der Wohnung, deine Draperien, die Wandbespannung aus rotem Stoff, dein großer türkischer Diwan in weißem Kaschmir, Quasten aus Seide, alte, erlesene Möbel, die Schmuckpendule auf dem Kaminsims, der Schrank mit gedrechselten Verzierungen und den schimmernden Intarsien. Fehlt noch ein Bild von Delacroix. Was für ein Widerspruch!«

»Kein Widerspruch. Alles habe ich heimlich aus meiner Wohnung in der Rue Cassini herholen lassen. Und der Delacroix kommt auch noch.«

»Aber wozu dieser Aufwand? Wozu brauchst du das?«

»Schau mal, Jules, diese Journalisten, diese Lohnschreiber, arbeiten nicht gerne. Sie haben langweilige Büros, aus denen sie entfliehen so oft und so schnell sie können,

um in der nächstbesten Kneipe ein Glas Wein oder Absinth zu trinken. Aber ich arbeite gerne. Ich sperre mich hier ein und beschreibe Berge von Papier. Wer so viel arbeitet wie ich, hat ein Anrecht darauf, es an einem schönen Ort zu tun.«

Sandeau sah ihn erstaunt an.

»Ich will doch auch leben, Jules, versteh doch. Ich will nicht immer das Leben aussperren müssen, um schreiben zu können. Ich hier am Schreibtisch und dort hinter dem Vorhang das pulsierende Paris. Da will ich es, wo ich bin, wenigstens schön um mich herum haben.«

»Aber das Geld, Nori, das Geld.«

»Kommt wieder rein. Meine Honorare sind gut, sie sind die besten in Paris.«

»Aber reicht das auch? Du bist der Lieblingsgegner der Gerichtsvollzieher, und zwar nicht nur von einigen, sondern von allen.«

»Bist du gekommen, um mir das zu sagen? Das weiß ich selber.«

»Ich bin gekommen, um dir einen Vorschlag zu machen. Romane zu schreiben dauert lange. Ob du gute Verträge dafür bekommst, weißt du vorher auch nicht. Aber Theaterstücke zu schreiben, das geht schnell, vor allem bei deinem Arbeitstempo. Und mit Theater kann man viel Geld verdienen. Sehr viel Geld sogar.«

Er sah ihn entgeistert an. Ja, das war eine gute Idee. Ein Theaterstück war schnell zusammengeschmiert. Dass er noch nicht selber darauf gekommen war!

»Aber ein Thema. Man muss ein gutes Thema haben.«

»Hast du doch, Nori, Dein Collin-Vautrin, ein Verbrecher aus gutem Herzen. Nimmt die Schuld eines anderen auf sich und geht für ihn ins Gefängnis. Erst danach wird er ein richtiger Verbrecher, bricht aus, will aber weiter Menschen in Not helfen. Eugene Rastingnac, der seine Hilfe aber nicht will und der junge Lucien de Rubempré, den er vor dem Selbstmord rettet.«

»Den er aber später doch begeht.«

»Ja, genau. Was für ein Thema! Ein Verbrecher mit Anstand, das wäre doch etwas für die Bühne.«

Er sah Sandeau überrascht an. Dass er auf so eine Idee kommen würde, er ganz allein!

»Ja, das stimmt. Gut, dass du gekommen bist. Wir entwickeln dazu später einen Plan. Jetzt trinken wir ein Gläschen Wein, auf die gute Idee. Ich habe einen excellenten Bordaux.«

Sie haben ihn doch gefunden. Eines Tages kam ein Brief von der Nationalgarde. »An Witwe Veuve Durant, geborene Balzac«, stand auf dem Umschlag. Er konnte nicht darüber lachen, denn sie suchten ihn, weil er seinen militärischen Pflichtdienst bei ihnen nicht abgelegt hatte. Wenn er sich nicht umgehend meldete und sie ihn erwischen würden, schrieben sie, käme er ins Gefängnis. Wie Vautrin, hatte er gedacht, genau wie Vautrin, der auch unschuldig ins Gefängnis gekommen war. Das hatte er doch alles schon geschrieben.

Was fiel ihnen ein, ihn mit so etwas zu belästigen! Hier wohnte einzig Witwe Durant, und Witwe Durant war nicht zu Hause. Sie ging auch nicht zur Nationalgarde, denn dazu hatte sie gar keine Zeit. In diesen verplemperten Tagen würde sie nämlich einen ganzen Roman schreiben können, der noch in Jahrhunderten gelesen würde. Zur Nationalgarde konnten die anderen gehen, die keine großen Pläne hatten in ihrem Leben. Bei ihnen kam es nicht darauf an, ob sie dieses oder jenes machten oder ein paar Wochen lang marschierten.

Aber er konnte es sich gar nicht erlauben, sein Schreiben für ein paar Wochen zu unterbrechen. Er brauchte das Geld. Aber jetzt hatten sie seine Adresse, Rue de Batailles, er konnte hier nicht mehr länger bleiben.

Aber wohin? All seine anderen Adressen kannten sie auch schon. Zu Fanny, beschloss er, zu seiner neuen Geliebten, der Comtessa Guidoboni-Visconti. Sie war eine besondere Liebe. Nicht nur, weil alles heimlich ablief, ja, das tat es, denn nicht mal seine besten Freunde wussten von ihr. Aber das Besondere war, dass sie nichts von ihm verlangte. Keine Liebesbriefe, die der Nachwelt von ihrem Verhältnis zu einem berühmten Schriftsteller berichteten, kein Buch, das er ihr widmen sollte. Er tat es trotzdem, denn er hatte das Gefühl, gerade ihr eine Widmung schuldig zu sein. Nein, sie kam einfach zu ihm, über den Hintereingang, den eine Draperie zuhängte und den sonst keiner kannte, sie liebten sich, aßen zusammen, tranken Wein und redeten. Es war hauptsächlich ihretwegen, dass er den großen Diwan angeschafft hatte. Und dann ging sie wieder, nicht ohne ihm einen Kuss auf die Stirn zu drücken, wobei sie seine leicht fettigen, etwas angegrauten Haare zur Seite schob.

»Nori, mein großer, kleiner Junge, bis bald«, sagte sie. Vor vier Monaten hatte sie einen Sohn geboren und er wusste, wer der Vater war, aber selbst darüber wollte sie nicht mit ihm reden. Der Sohn würde ein Guidoboni-Visconti sein und nichts anderes. Er hatte keine Handhabe, sie zu anderem Verhalten zu bewegen, sie tat, was sie wollte, und er fand es richtig so. Er brauchte ihre Zuneigung, ihre selbstlose Liebe, ihre Wärme, denn seine Evelina, sein Polarstern, war weit weg. Billige Nutten gönnte sie ihm in der Wartezeit, die nun schon Jahre dauerte, aber keine Liebe. Umso schöner, dass er sie doch gefunden hatte, eine heimliche, harmonische, ganz anspruchslose Liebe.

Ja, Fanny musste ihm helfen. In ihrer Wohnung am Champs Élysées müsste sie ihn verstecken. Ihren Mann würde das nicht stören, seine Leidenschaft galt der Musik. Wo immer er konnte, spielte er, indem er dafür be-

zahlte, in Orchestern mit, die übrige Zeit stellte er alchemistische Mischungen her und füllte sie in grüne und bräunliche Fläschchen, die er sorgfältig beschriftete. Er ließ seine Frau tun und lassen, was sie wollte. Umso besser. Dann hatte er ein gutes Versteck und war gleichzeitig seiner Geliebten nahe.

Aber auch das hatte nur eine Zeitlang funktioniert, drei schöne Monate, in denen er zwei Romane und eine Novelle fertig stellte. Dann kam das Dienstmädchen, das niemandem von seiner Anwesenheit im Haus erzählen durfte, in sein Zimmer und sagte, dass draußen ein Postbote stehe mit einer Geldanweisung über 3000 Franc an ihn. Und er, er hatte das wirklich geglaubt, war eilig zur Tür gelaufen, 3000 Franc, die kamen wie gerufen, wollte schon jubeln, da sah er es. Kein Postbote, sondern ein verkleideter Gerichtsvollzieher.

»Herr Balzac, ich verhafte Sie, wenn Sie nicht sofort 1300 Franc Schulden an mich bezahlen, die einer Ihrer vielen Gläubiger bei Ihnen eingeklagt hat.«

Er hatte aber kein Geld. Hilflos stand er vor dem Mann, bis seine Fanny kam. Sie fasste ihn an den Unterarm, drückte ihn und sagte: »Komm, ärgere dich nicht. Geh in dein Zimmer und schreibe. Ich begleiche das.«

Demütigend war es, dieses Angebot von Freunden anzunehmen, die ihm ohnehin selbstlos halfen, indem sie seinen Lebensunterhalt bestritten. Er fühlte sich beschämt, hatte aber keine andere Möglichkeit, als das Opfer anzunehmen, wenn er nicht ins Gefängnis wollte. Dabei, das hatte er in den Monaten bei ihnen herausgefunden, hatten die Viscontis selber wenig Geld.

Ins Gefängnis war er trotzdem gekommen. Aber nicht wegen seiner Gläubiger, wie er das selbst getippt hätte, wenn man ihn vorher gefragt hätte. Nein, irgendwann hatte ein Polizeikommissar mit zwei Privatdetektiven das Haus in der Rue Cassini umstellt, es gab kein Entkommen und er wurde verhaftet. Gut eine Woche lang hatte

er im Polizeigefängnis gesessen, er, den in Wien kein Geringerer als Metternich empfangen hatte. Und das alles wegen der verdammten Nationalgarde. Zusammen mit laut lärmenden Männern hatte er eine Woche lang in einer großen Arrestzelle gesessen, Männer, die sich den zweitägigen Dienst bei der Nationalgarde nicht erlauben konnten, weil ihre Frau und ihre Kinder in der Zeit, wenn sie nichts verdienten, hungern mussten. Gut, es war wichtig, auch solche Leute zu kennen, er konnte das einbauen in seine nächsten Romane. Es hatte für ihn keine Sonderbehandlung gegeben, nur einen kleinen Tisch und einen Stuhl hatten sie ihm zugebilligt. Daran konnte er Druckerfahnen korrigieren. Immerhin, das hatten ihm die Wärter erlaubt und nach den ersten Fragen der anderen, was er da für ein dummes Zeug mache, ließen sie ihn in Ruhe und er schaffte sogar im Gefängnis viel von seiner Arbeit. Vor allem, weil er endlich ungestört war, denn die Gerichtsvollzieher konnten ihm nicht bis hierhin folgen. Darüber musste er lachen. Es hatte alles seine Vor- und Nachteile.

Plötzlich merkte er, dass doch jemand im Abteil war. Ganz still hatte er sich neben ihn gesetzt und ihn nicht gestört in seinen Gedanken. Obwohl er die Nähe spürte, behielt er seine Augen geschlossen. Er wollte nicht sehen, wer es war, denn er war sich plötzlich sicher, dass er es auch so herausfinden würde.

»Victor«, sagte er dann, »Victor, ich wusste, dass auch Sie kommen würden.«

»Ich bin doch immer zu Ihnen gekommen.«

»Ja, das stimmt. Ach Victor, der große Victor Hugo, wir beide sind uns ebenbürtig. All die anderen, was sind sie im Vergleich zu uns?«

»Es ist eine große Ehre für mich, wenn Sie das so sehen.«

»Sagen Sie das nicht, Victor. Wer war ich denn, als Sie schon ein anerkannter Dichter waren? Wissen Sie, dass

ich mal vor vielen Jahren eine Lesung von Ihnen besucht habe? Wir waren beide noch keine dreißig Jahre alt, aber Sie waren damals schon ein bekannter Autor, denn Sie hatten gerade ... wie hieß er noch ... den Roman ›Der letzte Tag eines Verbrechers‹ veröffentlicht ...«

» ... eines Verurteilten ...«

»Richtig, jetzt fällt es mir auch wieder ein. Sainte-Beuve war da und er hat Sie über alle Maßen gelobt, dazu Musset und vor allem Alexandre Dumas. Und mich, mich hat keiner erkannt. Ich hatte gerade beschlossen, mein Pseudonym Horace de Saint-Aubin abzulegen, unter dem ich meine ersten Romane veröffentlicht hatte, die niemand besprechen wollte. Nicht mal, um einen Verriß zu schreiben.«

»Aber danach fing es schnell an mit Ihren großen Romanen.«

»Trotzdem, Victor, ich saß auf einem Stuhl in der Ecke und wusste nicht, wie ich auf Ihren Erfolg, den ich Ihnen von Herzen gönnte, reagieren sollte. Ich habe dann beschlossen zu lachen, weil ich Angst hatte, weinen zu müssen. Mich, Victor, hat damals niemand gekannt.«

»Dass Sie sich daran noch erinnern, Honoré! Inzwischen kennt Sie ganz Europa, einschließlich Ihrer Schrullen. Den Spazierstock mit Elfenbeinknauf und die gelben Handschuhe.«

Sie mussten beide lachen. Ja, es stimmte, es gab viele, die aussehen wollten wie er.

»Inzwischen gibt es auch niemanden mehr, der es mit Ihnen aufnehmen könnte.«

»Finden Sie?«

»Im Schreiben, Balzac, im Schreiben. Aber sonst ... Wissen Sie, was ich Sie immer mal fragen wollte? Ich würde gerne wissen, wie es möglich ist, dass jemand, dessen Romanfiguren so viel von Finanzen verstehen, selber immer höhere Schulden auftürmt. Der Wucherer Gobseck, der Bankier Frédéric de Nucingen, die häufen ein riesiges

Vermögen an, aber Sie dagegen, der doch mit seinen Figuren alle Tricks der Finanzwelt durchschaut ... Mit jedem neuen Meisterwerk steigen Ihre Schulden.«

Er schwieg. Ja, das stimmte. So direkt hatte ihn das noch niemand gefragt.

»Entschuldigen Sie, Honoré, ich wollte Sie nicht kränken.«

Nein, das tat er nicht. Von vielen anderen hätte er sich gekränkt gefühlt, aber nicht von Victor Hugo.

»Was soll ich sagen, Victor«, antwortete er, »ganz genau weiß ich das selber nicht. In meinen Romanen kenne ich ja das Ende, da weiß ich, wie sich diese oder jene Finanzaktion auswirken wird, aber im Leben ... Und außerdem haben meine Romanfiguren Geduld, die wichtig ist bei Finanzen, aber ich ...«

Er kam nicht dazu, seinen Satz zu vollenden, denn Hugo lachte laut los.

»Doch, das glaube ich Ihnen, Balzac, wirklich, das leuchtet mir ein. Wenn Sie auch vieles haben, aber eines haben Sie nicht, nämlich ... Ich habe es gemerkt, als Sie Ihr Haus bauten.«

»Les Jardies.«

»Genau. Ich habe Sie besucht, als es im Bau war. Allein, dass Sie dieses Grundstück gekauft haben, einen steil abfallenden Hang, bei dessen Anblick niemand auf den Gedanken gekommen wäre, dort ein Haus zu bauen. Nur Sie! Dass Sie nicht weitergesucht haben, bis Sie Besseres fanden. Als ich Sie mal besuchte und Sie es mir zeigten, musste ich immer zwei Steine mit mir rumschleppen, um sie dann, wenn wir stehen blieben, unter meine Schuhe schob, damit ich selber nicht abrutschte.«

»Oh, das Grundstück hatte auch seine Vorteile.«

»Sie mussten Terrassen anlegen lassen und Mauern bauen.«

»Weil nach jedem Gewitterregen Erdreich abrutschte.«

»Und irgendwann ist eine diese Mauern mit lautem Krachen zusammengebrochen. Gautier hat es mir erzählt, als wir uns am Montmartre trafen und verzeihen Sie, Balzac, wir haben laut gelacht.«

»Da waren Sie nicht die einzigen. Es stand sogar im ›Constitutionel‹, einfach, um sich lustig zu machen über mich. Da steckte garantiert Sainte-Beuve dahinter. Aber der steile Abhang war günstig für die Sonneneinstrahlung.«

»Ich weiß, Ihre Idee mit dem Ananas.«

»Ja, überlegen Sie mal. Da wäre Platz gewesen für hunderttausend Setzlinge. In Paris wurde eine Ananas für zwanzig Franc verkauft. Ich hätte mit Glashaus, Kohlen für die Heizung an kalten Tagen und den Setzlingen hunderttausend Franc vorinvestiert. Wenn ich die Früchte dann für nur fünf Franc verkauft hätte, wäre das ein Gewinn gewesen von ...«

»Ich weiß. Sie haben Gautier losgeschickt, um am Boulevard Montmartre schon vorsorglich ein Ladenlokal zu mieten, da hatten Sie noch keinen einzigen Setzling gepflanzt. Ach, Balzac, Sie und die Geduld. Hoffentlich haben Sie nicht schon Miete für den Laden bezahlt. Hunderttausend Setzlinge, Honoré, und auf dem ganzen Gelände nichts anderes als ein einziger Nussbaum.«

»Aber was für einer! Traditionell mussten die Bauern dort ihren Mist abladen. Den ganzen Mist von ihrem Vieh. Das war Dung für die Gemüsefelder. Überlegen Sie, was das gebracht hätte, wenn ich den verkauft hätte.«

»Guano ohne Seevögel. Und das Haus, das Sie gebaut haben ...«

»Darüber wurde auch im ›Constitutionel‹ berichtet, sogar mehrfach.«

»Drei Räume, einfach übereinander, verbunden mit einer Außentreppe, einer Art Hühnerleiter.«

»Das Haus wäre stabil gewesen, Victor. Ich wollte dafür Pfähle aus Aloeholz aus Venedig kommen lassen. Dort werden darauf ganze Paläste errichtet.«

»Und in dem kleinen Dorf Ville-d'Avray eine Papageienstange. Ach, Balzac, was Sie nicht alles in Ihrem Grundstück und dem Haus gesehen haben. Innen hatten Sie mit Kreide an die Wände geschrieben: hier ein Säulenfuß aus Zedernholz, hier eine Verkleidung aus parischem Marmor, dort ein Cheminee, daneben ein Aubusson-Wandteppich und das Deckengemälde sollte Delacroix malen. Als ich es sah, habe ich mich nicht gewundert, sondern Sie beneidet. Wer so eine Vielzahl an Romanen schreibt, einen besser als den anderen, der muss einfach eine blühende Phantasie haben. Wenn ich Sie auch hätte, habe ich gedacht, wer weiß, was ich noch alles geschrieben hätte oder schreiben würde.«

»Sie haben noch viel Zeit, Hugo.«

»Sie doch auch. So viel älter als ich sind Sie gar nicht.«

»Ach ich, ich ... habe Husten.«

Einen Moment lang hatten sie beide geschwiegen.

»Immerhin sind Sie schon Mitglied in der Academie francaise.«

»Aber nur, weil Sie auf eine Kandidatur verzichtet haben.«

»Es hätte Ihre Chancen geschmälert, Victor, und Sie haben es verdient.«

»Sie genauso.«

»Oh, zweimal habe ich es ja versucht und bin gescheitert.«

»Sie sind, wie soll ich das sagen, Balzac, Sie sind den Unsterblichen dort, deren Namen die Welt schon vor ihrem Tod vergessen hat, Sie sind ihnen ... ja, zu schwerwichtig.«

Während er das sagte, stieß er ihn sanft gegen die Schulter.

»Aber wir sollten schnell noch mal einen Versuch unternehmen, Honoré, was meinen Sie dazu?«

»Ja, die zweitausend Franc Ehrensold, die jedes Mitglied bekommt, kann ich gut gebrauchen. Und wenn wie üblich die Pairswürde darauf folgt, sind es sechstausend Franc und wenn danach die Wortkommission ...«

»Langsam, Honoré, eins nach dem anderen.«

»Sag ich doch, eins nach dem anderen. Genau wie in meinem Leben. Sie haben mich, Victor, noch gar nicht gefragt, warum ich in diesem Zug sitze.«

»Ja, das stimmt. Was machen Sie eigentlich hier?«

»Ich fahre meinem wirklichen Leben entgegen, Victor. Meiner großen Liebe. Alles, was bisher in meinem Leben geschehen ist, war Vorbereitung darauf. Denn was gibt es Schöneres als ein Zusammenleben mit meiner Leidenschaft, mit meiner großen Liebe.«

Hugo senkte seinen Kopf und schwieg.

»Ach, Balzac«, sagte er nach einiger Zeit, »Ihr wirkliches Leben, Ihre große Liebe ... Wie schön, dass ich an dem anderen Leben, jenem, das die Comédie humaine geschaffen hat, teilnehmen durfte. Oh, es werden Generationen folgen, die mich um dieses Glück beneiden werden. Um meinen Anteil an Ihrem Leben vor dem eigentlichen.«

Der Zug ratterte durch die Nacht, Balzac hielt seine Augen geschlossen. Wie schön, dass Victor Hugo gekommen war. Ja, auf ihn hatte er sich immer verlassen können. Selbst wenn es nichts werden sollte mit der Académie française, würde es daran nichts ändern. Aber es würde klappen, ganz sicher würde es das. Er hatte noch viele Kanonenkugeln im Arsenal, um auch diese Festung sturmreif zu schießen.

Das Lied an den Schmetterlingsquellen

Am Morgen stand Zin Hua früh auf. Alles war ruhig im Haus. Im Bett neben ihr atmete gleichmäßig ihre jüngere Schwester An Tai. Zin Hua schlich sich aus dem Zimmer. Sie lief in den Hof, um sich am Brunnen die Haare zu waschen. Der Wasserbüffel stand auf dem trockenen Reisfeld und graste. Er hob den Kopf und sah zu ihr herüber, als wäre er erstaunt, sie so früh zu sehen. Dann senkte er den Kopf und fraß weiter.

Kalt lief das Wasser durch Zin Huas Haar. Sie fröstelte. Während sie sich schnell das Haar trocknete, hörte sie von weither eine dumpfe Detonation. Schemenhaft erkannte sie die dunkle Silhouette der Berge. Beim ersten Morgengrauen begann dort oben die Arbeit in den Marmorbrüchen. Unablässig wurde der grauschwarze Stein mit der feinen Maserung aus dem Fels gesprengt. In ganz China war ihre Stadt für den Marmor berühmt. »Stein aus Dali« hieß er.

Zin Hua war an die Detonationen gewöhnt. Solange sie zurückdenken konnte, begleiteten sie ihr Leben.

Aber heute schien es ihr, als wäre der Knall lauter. Vielleicht, weil alles um sie herum so ruhig war. Vielleicht aber auch, weil heute ein besonderer Tag war, der 15. April, der Tag der Schmetterlingsquellen. Erst gestern hatte sie ihrer Mutter verraten, dass sie in diesem Jahr dorthin gehen würde. Nach ihrer Arbeit im Hotel, wo sie im Speisesaal bediente und zwischendurch in der Küche spülen musste, war sie zum Bauernmarkt in die Stadt gelaufen. Sie hatte gewusst, dass ihre Mutter dort mit Kohl, Reis und Lauch handeln würde. Klein saß ihre Mutter neben den Körben, ein wenig vorgebeugt, als hätte die Arbeit auf den Feldern sie im Laufe der Jahre niedergedrückt. Ihre Mutter hatte nicht viel verkauft. Die Bambusstange, an die Zin Hua die zwei noch fast

vollen Körbe hängte, lasteten schwer auf ihren Schultern. Ihre Mutter trug den anderen Korb.

»Morgen gehe ich zu den Schmetterlingsquellen«, hatte Zin Hua während des Rückwegs gesagt, der sie an der Hauptstraße entlang bis zu ihrem Dorf führte.

Ihre Mutter hatte genickt.

»Geh nur, du bist jetzt siebzehn. Ich war sogar noch jünger, als ich zum ersten Mal dort war.«

Zin Hua machte kein Licht, als sie ins Schlafzimmer zurückging. Durch das kleine Fenster schimmerte das Grau des Morgens. Sie schlüpfte in die hellbraune Hose, und darüber legte sie die Tracht ihres Volkes an, die Tracht der Bai: Das weiße Hemd, die rote, mit Stickereien abgesetzte Weste, die unter dem Gürtel in eine weiße Schürze überging, welche gleichfalls mit Blumen bestickt war. Den weißen Kopfschmuck setzte sie wegen der nassen Haare noch nicht auf. An dem Stirnteil war wellenförmig rosa und dunkelgrüner Stoff aufgenäht. Der geflochtene Zopf aus weißer Wolle war an der Seite, in Höhe des rechten Ohres, angebracht. Dies war Brauch. Zin Hua hatte noch keinen Freund. Mädchen, die nicht verlobt waren, hatten den Zopf an der Seite, verlobte Mädchen trugen ihn im Nacken, verheiratete Frauen wie ihre Mutter besaßen keinen mehr.

Über der Glut im Ofen machte sie sich eine Reissuppe warm. Als sie kurz probierte, spürte sie plötzlich einen Atem im Nacken. Erschrocken drehte sie sich um. Es war An Tai, die hinter ihr stand.

»Nimm mich mit«, sagte sie.

Zin Hua musste lachen, aus Erleichterung nach dem Schreck, aber noch mehr wegen An Tais Bitte.

»Willst du dort etwa singen?«

»Oh nein!« An Tai schüttelte heftig den Kopf. »Ich will sehen, wie es dort zugeht, wie alles abläuft an diesem Tag.«

Die beiden setzten sich an den kleinen Küchentisch. Zin Hua gab etwas von ihrer Reissuppe ab. Kurz kamen die Eltern und ihr Großvater. Ihre Mutter hatte sofort verstanden, warum auch An Tai so früh aufgestanden war.

»Pass aber auf sie auf«, verlangte sie.

Ihr Großvater begleitete die beiden auf dem ersten Stück ihres Weges. Bis zur Hauptstraße ging er mit.

»Viel Glück«, sagte er dann.

Weit war der Weg zu den Schmetterlingsquellen. Viele Kilometer mussten sie die Hauptstraße entlanglaufen, wurden ständig überholt von den Bussen und Lastwagen, die auch an diesem Tag zum Markt in die Stadt fuhren. Anfangs war der leichte Wind noch kalt. Dann kletterte die Sonne über die Berge. Zin Hua wischte sich den Schweiß von der Stirn.

Mit ihnen gingen andere Mädchen in ihren Trachten. Und hinter ihnen kamen in kleinen Gruppen die Jungen. Manche von ihnen trugen grüne, andere lila Westen. Ihr Kopfschmuck war kleiner als bei den Mädchen. Rote und gelbe Bommeln waren an den Seiten angenäht, die sich bei jedem Kopfnicken bewegten. Lustig sah das aus, Zin Hua musste schmunzeln. Sie schaute sich um, ob sie vielleicht einen Jungen aus ihrem Dorf erkannte. Besonders jenen, mit dem sie zusammen zur Schule gegangen war. In der Klasse über ihr war er gewesen, so dass sie ihn nur auf dem Schulhof gesehen hatte. Er hatte so traurige, nachdenkliche Augen. Niemals hatte sie sich getraut, ihn anzusprechen. Seit sie nicht mehr zur Schule gingen, sah sie ihn nur selten. Eigentlich nur noch, wenn er hinter dem Wasserbüffel herlaufend das Reisfeld pflügte und seine nackten Beine tief im Schlamm des Feldes versanken.

Jetzt mussten sie in einen Feldweg einbiegen. Steil stieg der Weg bergan, während neben ihnen der Schmetterlingsbach ins Tal stürzte, bis er schließlich im großen See, dem Ohrensee, mündete.

Die Quelle, halbhoch im Gebirge, war umgeben von einer kleinen Marmormauer. Wie in einem Teich sammelte sich darin das Wasser, bevor es in einem kleinen Rinnsal, das noch nichts von der Kraft des rauschenden Baches verriet, abfloss. Zin Hua und An Tai setzten sich auf einen Stein in der Nähe der Quelle. Überall flatterten Schmetterlinge herum, die kleinen Füchse, aber auch die großen, schwarzen Falter. Einer setzte sich direkt zu ihren Füßen. Im Licht der Sonne schimmerten seine Flügel bläulich. Zin Hua beugte sich vor, um ihn genau zu betrachten. Da flatterte er davon, hinüber zu den lila farbigen Blüten des Bougainvilleastrauches.

Abseits von den Mädchen hatten sich die Jungen hingesetzt. Zin Hua musste kichern. Gleich würden sie singen. Ob sie das konnten? Ob ihnen schöne Lieder einfallen würden? Die Jungen schauten verlegen lächelnd herüber. Sie schienen zu ahnen, was die Mädchen dachten.

Plötzlich sprang ein Junge auf. Er breitete die Arme aus und begann ein Lied von einem Räuber zu singen, der jeden bedrohte, der durch seinen Wald kam. Dabei schüttelte er ein paarmal drohend die Faust, als wäre er selbst ein Räuber. Die Mädchen lachten. Der Junge setzte sich wieder, wartete, aber kein Mädchen sang ihm eine Antwort. Da schaute er schnell weg, hinüber zu dem Teehaus, das ein Stückchen weiter entfernt lag. Von dort aus versuchten einige Erwachsene das Treffen zu beobachten. Zin Hua tat der Junge leid. Aber niemals wäre sie deshalb auf die Idee gekommen, ihm zu antworten. Dann sang ein Junge ein Lied von einem Wasserbüffel, danach ein anderer eines von dem Wind, der in den Bäumen flüstert. Noch in seine letzte Strophe hinein, als hätte sie Angst, jemand könnte ihr zuvorkommen, antwortete singend ein Mädchen. Die beiden standen auf und gingen aufeinander zu.

Nun hörte Zin Hua hinter sich eine leise, etwas heisere Stimme. Sie sang das Lied von einer Azalee, deren Samen der Wind ins Gebirge, in den nackten Fels geweht hatte. Aber die Azalee hatte doch gekeimt, hatte sich mit ihren Wurzeln am Felsen festgekrallt und so dem Wind getrotzt. Und eines Tages war sie die einzige Blume gewesen, die im Felsen blühte. Zin Hua war gerührt. Sie schaute sich um und erkannte den Jungen aus ihrer Schule. Unsicher blickte sie zu den anderen Mädchen hinüber. Welches würde ihm antworten? Ein Mädchen richtete sich auf, um genau zu sehen, wer da gesungen hatte. Es öffnete den Mund, schien zu einer Melodie anzusetzen, da begann Zin Hua, sie wusste selbst nicht, wie es geschah, zu singen. Und weil ihr in ihrer Verwirrung kein anderes Lied einfiel, wiederholte sie die letzte Strophe des Jungen. Die von der blühenden Azalee in der Felsspalte.

An Tai sah ihre Schwester mit weit aufgerissenen Augen an, sagte aber nichts. Der Junge kam zu Zin Hua herüber. Er lächelte, reichte ihr die Hand und half ihr aufzustehen. Zin Hua konnte nichts sagen. Sie ging einfach mit ihm. An Tai folgte mit ein paar Metern Abstand. Zin Hua blickte nicht mehr zurück zu den anderen, sie hatte nur Augen für ihn. Auch der Junge sagte nichts. Zin Hua merkte, dass er genauso verlegen war wie sie.

»Ich heiÙe Zin Hua«, sagte sie, während sie die Stein-
stufen hinunter zum Weg gingen.

»Ich heiÙe A Peng«, antwortete er. Dann schwieg er wieder.

Sie erreichten den Weg. Die Sonne stand hoch am Himmel.

»Ich kenne dich«, sagte Zin Hua.

»Ich dich auch«, erwiderte A Peng. Er lachte, viel zu laut, wie Zin Hua fand. Aber es schien ihr, als wollte er dadurch seine Befangenheit überspielen.

»Wir waren zusammen in der Schule. Du warst eine Klasse unter mir.«

Sie war überrascht. »Du hast mich gesehen?«

Er nickte. »Immer. In jeder Pause. Aber ich habe mich nicht getraut, dich anzusprechen.«

Zin Hua blieb stehen. Sie hielt sich die Hand vor den Mund. Aber es half nichts. Sie prustete los. A Peng stand verwirrt vor ihr.

»Was ist denn?«, fragte er. »Was hast du denn plötzlich?«

Sie brauchte noch einen Moment, um sich zu fassen.

»Ich habe dich doch auch gesehen«, sagte sie dann. »Und ich habe mich auch nicht ...«

»Du hast dich auch nicht getraut?«

Da mussten beide lachen. Er nahm sie in den Arm und drückte sie an sich. Sie legte den Kopf an seine Schulter. Sie waren jetzt ein Paar. Wer am Schmetterlingstag auf den Gesang eines Jungen antwortet, der ist mit ihm verlobt. So ist es Brauch bei den Bai. Sie hätte nichts dagegen gehabt, wenn er sie jetzt geküsst hätte. Hier, allein auf dem Weg und nur beobachtet von An Tai, die ein wenig abseitsstand und sicher nichts verraten würde. Aber er tat es nicht.

Nach der Verlobung an den Schmetterlingsquellen sollen sich die Pärchen ein Jahr lang nicht sehen. So war es früher, zur Zeit ihrer Eltern und ihres Großvaters gewesen. Aber Zin Hua hielt das nicht aus. Und A Peng auch nicht. Manchmal am Abend, wenn Zin Hua die Arbeit beendet hatte, wartete er vor dem Hotel. Oder sie trafen sich heimlich in der Nähe des großen Baumes am Dorfeingang. Die weißen Kuhreihernisteten in seiner riesigen Krone. Eine ganze Kolonie hatte dort oben ihre Nester gebaut, so dass man nicht lange unter dem Baum stehen konnte, ohne beschmutzt zu werden.

Gleich am ersten Abend holten sie nach, was Zin Hua sich schon am Schmetterlingstag gewünscht hatte. Er zog sie an sich und küsste sie. Ganz zärtlich, zuerst auf

die Wange, dann auf die Nasenspitze, dann auf den Mund. Sie streichelte seine Wange und küsste ihn wieder.

A Peng war Lastwagenfahrer. Das hatte sie vorher nicht gewusst. Sie hatte nur gesehen, wie er seinem Vater bei der Feldarbeit half. Ein Kraftfahrer, der in der Stadt bei einem großen Fuhrunternehmer arbeitete. Sie selbst arbeitete in einem großen Hotel. Irgendwie schien ihr das passend zu sein. Zwei, die sich von ihrem Dorf aufgemacht hatten, um in der Stadt zu arbeiten.

An Tai wusste stets von ihren Treffen am Reiherbaum. Aber sie verriet nichts. Dabei ahnten die Eltern sicher, was an den Schmetterlingsquellen passiert war. Ihre Mutter hatte bestimmt bemerkt, dass Zin Hua den Zopf ihres Kopfschmucks im Nacken angebracht hatte. Aber es war nicht an den Eltern, Fragen zu stellen. Sie mussten gefragt werden, dann, wenn es so weit war. Auch das war Brauch bei den Bai.

Eines Abends erzählte A Peng ihr, dass sie sich zwei Wochen lang nicht treffen könnten. Er musste mit einem Lastwagen Zuckerrohr von einem großen Bauernmarkt holen, um es in einem Konvoi nach Lijiang zu bringen, in die Stadt am Fuße des Schneedrachenberges. Über eine Passstraße führte der Weg an steil abfallenden Böschungen entlang, von denen manche vier-, fünfhundert Meter tief ins Tal abfielen.

Zin Hua erschrak, aber A Peng freute sich.

»Wenn mein Chef mir für eine solche Fahrt seinen Lastwagen gibt, dann vertraut er mir.«

Da war auch Zin Hua stolz auf ihn.

Die erste Woche verging langsam, viel zu langsam. Aber dann tröstete sie sich mit dem Gedanken, dass es jetzt nur noch einmal so lange dauern würde. Und die Tage, so schien es ihr nun, vergingen tatsächlich schneller.

Aber dann schimmerten die schrecklichen Bilder über den Fernsehschirm. In jeder Nachrichtensendung wurden sie wiederholt. Zin Hua hatte sie zuerst im Hotel gesehen, als sie gerade in der Bar bediente.

Alles bebte. Der Kameramann konnte die Kamera nicht ruhig halten. Es war, als ob sie zitterte. Sie zeigte, dass die Bäume tanzten. Die Häuser begannen zu schwanken. Dann stürzten die ersten ein. Strommasten brachen ab. An den Funken entzündeten sich die Häuser und brannten ab. Menschen liefen schreiend auf die Straße, einige blutüberströmt. Dann die nächsten Bilder. Die Kamera, jetzt ruhig, schwenkte hinweg über die Ruinen der Häuser. Aus einem Keller wurde eine leblose Frau gezogen. Weinende Mütter hielten ihre toten Kinder im Arm. Bei einem Kind war der Kopf halb zerquetscht. Männer wühlten verzweifelt in den Trümmern und suchten nach ihren Angehörigen. Ein Mann drückte weinend seinen Sohn an sich. Dieses Mal waren es Tränen der Freude. Drei Minuten nur hatte das Beben gedauert, aber es hatte gereicht, um große Teile der Altstadt von Lijiang zu zerstören.

Lijiang. Als Zin Hua den Namen zum ersten Mal hörte, ließ sie das Tablett mit dem Bierglas darauf fallen. Lijiang, dort, wo jetzt A Peng war. Dort, wohin er das Zuckerrohr bringen sollte. Sie schaute sich die Bilder genau an, suchte, ob sie zwischen den herumlaufenden Menschen A Peng entdecken könnte. Auch bei den Verletzten, bei den Toten sah sie genau hin. A Peng war nicht zu erkennen.

Die Zahl der Toten stieg von Nachrichtensendung zu Nachrichtensendung. Anfangs waren es hundert, später über zweihundert. Warum rief er nicht wenigstens an? Er kannte doch die Nummer des Hotels. Immer wenn es klingelte, hatte Zin Hua Hoffnung. Aber sie wurde nicht ans Telefon gerufen.

Ihr Großvater schien ihre Gedanken zu erraten.

»Setz dich zu mir«, sagte er, als sie nach Hause kam. Sie setzte sich neben ihn auf die Bank.

»Weißt du, dass es auch mal ein Erdbeben in Dali gegeben hat?«

Zin Hua schüttelte den Kopf.

»Viele Jahre ist das jetzt her. Ich war noch ein kleiner Junge, aber ich habe es nie vergessen. Plötzlich begann die Erde zu zittern. Langsam zuerst, dann immer heftiger. Ich wollte weglaufen, aber ich konnte es nicht. Ich war wie gelähmt vor Schreck. Die ersten Mauern brachen ein, dann die Häuser. Nur unsere Pagoden draußen vor der Stadt sind stehengeblieben. Sie schwankten, aber sie fielen nicht. Da wusste ich, dass uns die Götter nicht im Stich lassen. Als ich mich umdrehte, standen meine Eltern hinter mir. Sie waren im letzten Moment, gerade als das Dach einstürzte, aus unserem Haus entkommen. Viele sind damals gestorben, aber wir, auch meine Schwester, die jetzt schon lange tot ist, haben es überlebt. Dieses Erdbeben war viel stärker als das in Lijiang. Es wird alles gut werden. Glaub es mir, Zin Hua.«

Er griff nach ihrer Hand und drückte sie. Für einen Moment vergaß Zin Hua ihre Sorgen.

Zwei Tage später hieß es, der Konvoi kommt zurück. Zin Hua lief, so schnell sie konnte, in die Stadt, An Tai folgte ihr. Sie warteten an der Hauptstraße, um die Lastwagen schon von weitem sehen zu können. Viele Frauen waren gekommen, einige hatten ihre Kinder mitgebracht. Es war ruhig. Kaum jemand sprach ein Wort. Nur aus den Bergen drang das regelmäßige Geräusch der Detonationen zu ihnen herüber. Dann kam der Konvoi. Lastwagen für Lastwagen fuhr an ihnen vorüber und hielt auf dem großen Platz neben dem Bauernmarkt. Einige Frauen sprangen auf und riefen die Namen ihrer Männer. Sie winkten. Zin Hua hielt angespannt Ausschau nach dem Wagen, den A Peng steuerte.

An Tai stieß sie an. »Da ist er!«, rief sie. Aber es war nur ein Mann, der A Peng ähnlich sah. Einen Moment schien es so, als ob er in ihre Richtung winkte. Aber er konnte sie nicht meinen. Noch bevor der letzte Lastwagen an ihr vorbeigefahren war, ahnte sie es. A Peng war nicht mitgekommen.

Schweigend gingen die beiden Schwestern nebeneinander zurück ins Dorf. Zin Hua mochte sich nicht umdrehen. Sie wollte nicht sehen, wie sich die Eheleute und Verlobten in den Armen lagen. Sie konnte nicht ins Hotel zu ihrer Arbeit gehen, heute konnte sie es einfach nicht. Sie würde es morgen ihrem Chef erklären.

Zu Hause saß nur der Großvater vor dem Haus auf der Bank, ihre Eltern arbeiteten auf dem Feld. An Tai ging ins Haus. Zin Hua setzte sich zu ihrem Großvater. Der sagte nichts. Aber seine Nähe tat ihr trotzdem gut.

Plötzlich kam zwischen den Feldern ein Mann angelaufen. Er winkte ihnen zu. Für einen Moment hatte Zin Hua die Hoffnung, es könnte A Peng sein. Aber als er näherkam, sah sie, dass es der Mann vom Markt war.

»Bist du Zin Hua?« Nach Atem ringend stand er vor ihr. Zin Hua nickte.

»Ich habe gleich geahnt, dass du es bist. Schon als ich dich vom Lastwagen aus an der Hauptstraße stehen sah. Ich habe gewunken, aber du hast mich nicht gesehen. Dann hat mich meine Frau umarmt, und als ich mich umdrehte, warst du verschwunden.«

Zin Hua durchzuckte es. »Weißt du etwas von A Peng?«

»A Peng geht es gut«, sagte der Mann. »Ich soll dich grüßen. Er hilft mit bei den Aufräumarbeiten. Als die Erde bebte, war er mitten in der Stadt. Da hat er sofort geholfen, Trümmer wegzuräumen und Verschüttete zu bergen. Er wollte noch nicht nach Hause fahren, wie ein paar andere auch. Erst wenn keine Hoffnung mehr besteht, Lebende zu finden, will er nachkommen. Du würdest das verstehen, hat er gesagt.«

Zin Hua spürte gar nicht, wie ihr die Tränen über die Wangen liefen. Soll er, dachte sie, soll er helfen. Hauptsache, er kommt gesund zurück.

Drei Tage später stand A Peng vor ihrem Hoftor. Freude und Schreck überfielen Zin Hua. Obwohl sie ihm am liebsten um den Hals gefallen wäre, blieb sie wie gelähmt stehen. Dass er vor dem Hotel auf sie warten würde oder unter dem Reiherbaum, darauf hatte sie gehofft. Aber das er hierherkam!

Wer sich an den Schmetterlingsquellen verlobte, musste ein Jahr lang warten. Erst nach dieser Zeit durfte der Bräutigam zu den Eltern der Braut gehen. Und dann kam alles darauf an, wie die Eltern reagierten.

Ihre Mutter öffnete die Tür. Sie zögerte einen Moment lang, ihn hereinzulassen. Offensichtlich war sie genauso überrascht wie Zin Hua. Aber dann winkte sie ihn ins Haus.

Zin Hua atmete noch nicht auf. Es war noch nichts gewonnen. Würde ihre Mutter ihm jetzt ein festliches Mahl herrichten? Würde sie ihm Raps Gemüse kochen Geflügel braten, Reis mit Ei zubereiten? Dann wäre alles verloren. Sei uns nicht böse, hieß das. Iss dich bei uns satt, aber unsere Tochter kannst du nicht bekommen. Doch wenn sie Tee kochen würde, bitteren zuerst, dann süßen, dann normalen und ihm davon zu trinken anbot, wäre alles gewonnen. Bitteren zuerst, weil die Liebe mit der bitteren Zeit des Wartens beginnt. Süßen danach, weil auf das Warten die Freude der Erfüllung folgt. Und normalen Tee dann, weil alles im Leben irgendwann einmal alltäglich wird. Sogar die Liebe.

Ihre Mutter schaute ihren Vater an. Dann ging sie in die Küche. Zin Hua hörte, wie sie den Kessel mit Wasser füllte, wie sie begann, Teewasser zu kochen. Erst da freute sich Zin Hua wirklich, lief A Peng entgegen und führte ihn an das kleine Tischchen.

Soll er jetzt zuerst den bitteren Tee trinken, dachte sie. Möglichst bitter sollte er sogar sein. Denn nicht nur er

hatte warten müssen, auch sie. Und ihre Wartezeit war schrecklich, war voller Sorge und Angst gewesen. Aber je bitterer der erste Tee, das wusste sie, desto süßer schmeckte der zweite.
Und wie beim Tee, so würde es auch bei ihrer Liebe sein.

Paris, Les deux Magots

Alles schon gesagt, bedenke das
geschrieben von den Besten
was könntest du ergänzen, jetzt
wieder hier nach über

vierzig Jahren. Paris, die Tuileries
Saint-Germain des Prés, selbst das
Café von Sartre, der Beauvoir, von all
den anderen, es ist noch da
Unglaublich. Nur das Filet, es
schmeckt nicht mehr wie früher
und die Studentin, die dich
begleitete für zwei, drei Tage

sie fehlt. Sie wollte malen
du wolltest schreiben, ach
eure Pläne damals. Ob sie es getan hat
ob sie Malerin geworden ist

vielleicht eine Bekannte?
Ihr Name, ihr Gesicht
verschwommen wie ein Bild von
Claude Monet in der Orangerie

Das ist es, denkst du plötzlich, was
du ergänzen könntest zu Paris
deine Hoffnungen von damals
deine Träume, Anteil zu nehmen

an der Bohème. Wie sie es
taten, die Großen damals, die Gréco
Boris Vian, die Maler
nicht nur Picasso, nein

viele andere mehr. Bohème denkst du
was für ein Traum und lachst, nicht
dieses Café, nicht Les deux Magots
nicht Saint-Germain des Prés

Dein Café, es liegt in Kamen
Blick auf den Markt, nicht
schlecht, doch meilenweit entfernt
von dem, worauf du hofftest

Mit wenigen lohnen Gespräche
über Kunst, das ist deine Bohème
das blieb von deiner Hoffnung
die du vergessen hattest

über Jahre, ach so viele
Ein Gläschen Wein, einen
Kaffee, genau wie sie, genau wie
du damals, doch keine Bohème

nicht hier, nicht wo du wohnst
Was hattest du erhofft
von der Provinz? Doch deine
zweite Hoffnung, fällt dir ein

der Wunsch zu schreiben, ja den
hast du dir erfüllt. Und mehr
als das! Wie viele Texte
Romane, Gedichte bis jetzt

wie viele noch? Du hast
getan, was du konntest
Du hattest zwei Hoffnungen, die
eine unerfüllbar, an die du dich

erinnerst, hier in Saint-Germain, wo
einmal Wiesen blühten, im Café der Händler
der Magots, wohin sie alle kamen, die
Bekannten und viele mehr. Und zweimal

auch du. Alles schon gesagt von
dieser Stadt, von all den Großen. Nur
deine kleine Hoffnung nicht, unerfüllbar
die nicht. Paris erinnert dich daran

Nachwort

Stimme des Ruhrgebiets –
authentisch, anteilnehmend, ambitioniert

Heinrich Peuckmann, geboren 1949 als Sohn eines Bergmanns im Städtchen Kamen am östlichen Rand des Ruhrgebiets. In dieser engen, überschaubaren und vom Bergbau geprägten Welt verbringt er Kindheit und frühe Schulzeit.

Ein Kind des Ruhrgebiets. Bei Nachfrage wird er sich vorbehaltlos und gerne dazu bekennen. Sein Zugehörigkeitsgefühl ist echt und liebevoll, doch selbstverständlich gekoppelt mit differenzierter Betrachtung und den nötigen Einschränkungen und kritischen Anmerkungen und Einwürfen, die ihn als profunden Kenner und zugleich ernstzunehmenden Autor kennzeichnen. Die vielschichtige Arbeits- und Kulturlandschaft Ruhrgebiet und seine Menschen sind wichtige Anker- und Fixpunkte und literarisch ergiebige Fundorte. Hier findet der Autor von Anfang an ein reichhaltiges Themenfeld, um Einzigartiges sowie Allgemeingültiges, Charakteristisches und Typisches literarisch zu bearbeiten.

Bald geht es für den Schüler weiter nach Unna zum staatlichen Aufbaugymnasium. Zu der Zeit ein »erster Aufbruch«, Heinrich Peuckmann wird »Fahrschüler«, die täglichen zehn Kilometer in die Kreisstadt legt er mit dem Bus zurück. Durch einzelne Lehrer erhält der Bergmannssohn im Unnaer Gymnasium erste Anregungen und Hinweise. Dem Unterrichtskanon entsprechend spielen die Klassiker eine wichtige Rolle, moderne Autoren wie Günter Grass mit seiner gerade erschienenen furiosen Blechtrommel, Heinrich Böll, Siegfried Lenz oder Max Frisch und Friedrich Dürrenmatt tauchen nur ganz am Rande auf. Auch wenn sie nicht verordnetes Thema

des Deutschunterrichts sind, gibt es von einzelnen Lehrern mitunter doch Hinweise und leise, aber wichtige und entscheidende Anregungen, die von Schülern wie Peuckmann interessiert und dankbar aufgenommen werden.

In diesen Zusammenhängen und in dem besonderen schulischen Klima, an das er sich gern erinnert, lerne ich ihn als gleichaltrigen Schüler und Klassenkameraden kennen. Unsere ersten literarischen Wege verlaufen lange Jahre unabhängig voneinander. Nach Beendigung der Schulzeit schreiben und veröffentlichen wir rasch erste Texte, ohne dass der eine dies vom anderen weiß. Etwa zehn Jahre später, inzwischen sind wir beide Lehrer geworden, treffen wir uns Ende der 1970er Jahre erneut im Zusammenhang mit der Dortmunder Werkstatt im Werkkreis Literatur der Arbeitswelt. Und in der letzten Zeit verfolgen wir ab 2012 hin und wieder gemeinsam verschiedene literarische Projekte.

Nach dem Abitur gibt es für Peuckmann an der Ruhr-Universität Bochum und darüber hinaus rasch weitere Literaturerfahrungen, prägende Aneignungen, intensive Erweiterungen und fruchtbare Auseinandersetzungen. Die allgemeine Stimmungslage, politische Umbrüche, die Studentenbewegung und die vorherrschende Aufbruchstimmung auch und besonders bei den bisher »unbeleckten« und aufgrund ihrer Herkunft aus dem Arbeitsmilieu in dieser Richtung nicht verwöhnten jungen Leuten im Ballungsraum Ruhrgebiet spielen dabei wichtige Rollen.

Wie für viele andere bieten sich für Heinrich Peuckmann jetzt Perspektiven, Chancen und bisher ungeahnte Möglichkeiten. Er ist ein kontaktfreudiger junger Mann, der sich kritisch auseinandersetzt mit den Gegebenheiten, sich austauscht mit Gleichgesinnten, politisch und kulturell interessierte junge Leute wie er, die der Wunsch

nach politischen Veränderungen umtreibt, die ihre eigene und gemeinsame Zukunft in die Hand nehmen und mitgestalten möchten.

Im Werkkreis Literatur der Arbeitswelt engagiert er sich in den 1970er Jahren besonders in der Dortmunder Werkstatt. Darüber verliert er die eigene literarische Produktion nicht aus den Augen, sondern versucht sie innerhalb der Gruppe und darüber hinaus voranzubringen, auszuweiten und zu intensivieren.

Bereits als junger Autor erzielt er 1984 mit seinem ersten eigenständigen Erzählband *Vaters Freunde* einen verdienten, beachteten und gelungenen Anfangs- und Achtungserfolg. Peuckmann wird als Autor wahrgenommen, sieht sich bestärkt und beschreitet den eingeschlagenen literarischen Weg gradlinig und konsequent weiter.

Autobiografische Stoffe spielen von Beginn an eine wichtige Rolle sowohl in den sensiblen, zugleich handfesten Erzählungen wie in den stellungbeziehenden, aussagestarken und dabei stets verständlichen und nachvollziehbaren Gedichten. Durch die Jahre hindurch erweist er sich als kritischer, politischer Autor, der gradlinig und eindeutig zu erzählen weiß und sich den Alltagsnöten, Problemen und Benachteiligungen unterprivilegierter einfacher Menschen literarisch verpflichtet fühlt.

Geradlinig, ehrlich und sachlich nüchtern, zeichnen seine Texte die Fähigkeit zu genauer Beobachtung und einfühlsamer Anteilnahme aus. Auch wenn sie den Leser mitunter betroffen und fassungslos machen, weil Enttäuschung, Verzweiflung oder Bitternis aus ihnen sprechen, bewahrt sich Heinrich Peuckmann seinen Optimismus und ruhrgebietstypischen Humor.

In diesem Zusammenhang ist eine Reihe früher Hörspiele zu nennen, die häufig ruhrgebietstypische und autobiografische Schilderungen enthalten. So gestaltet er die titelgebende Erzählung seines ersten Erzählbandes zu einem spannenden Radiostoff und unter dem Titel

Flucht in den Berg zu einer deutlich längeren und mehrschichtigen Novelle um. Für den WDR liefert er unter anderem ein weiteres eindrucksvolles Hörspiel über den ersten bedeutenden Bergarbeiterdichter Heinrich Kämpchen.

Auf dem Gebiet Fußball, zu dem bekanntermaßen gerade im Ruhrgebiet jeder etwas beizutragen und mitzuteilen hat, zeigt sich Heinrich Peuckmann als profunder Kenner. Gerade wenn es um unbeachtete, scheinbar nebensächliche Details aus längst vergangenen Zeiten und Spielen geht, in denen dieser Sport seine vermeintliche Unschuld noch nicht verloren hat, beweist er an Beispielen, dass es auch damals oft keineswegs harmlos, eindeutig und einfach war, dass vielmehr brutale politische Vereinnahmung zu »unfairen Spielen« führen und allzu häufig »spielentscheidend« werden konnte. Dies beleuchtet er beispielsweise in der Novelle *Wenn spielt der Har-der-Tull* (2018).

Die Fußballtexte in diesem Band – *Gefährlicher Sieg, Fußball und Religion* und der vorliegende Auszug aus dem Roman *Saitenwechsel* (2012) – sind ebenso wie einige Sachbücher Belege für seine kenntnisreiche, vielschichtige und vielseitige Annäherung und Auseinandersetzung mit diesem Massensport. Über Fußball hinaus findet er literarische Stoffe auch in der Leichtathletik und dem im Ruhrgebiet in früheren Zeiten besonders beliebten Boxen, dem er mit *Die Schattenboxer* (2000) ebenfalls einen im Ruhrgebietsmilieu spielenden spannenden Roman widmet, der sich im Verlauf des Romans zu einer deutsch-deutschen Geschichte ausweitet.

Aus eigener Erfahrung und Betroffenheit heraus gelingen Heinrich Peuckmann in vielen Passagen seiner Romane und Erzählungen eindringliche Zustandsbeschreibungen und typische Alltagsschilderungen, die nur vermeintlich nebensächlich, harmlos und banal erscheinen. Vielmehr sind sie gut beobachtete und tiefer greifende

Schilderungen der Lebenswirklichkeit der »kleinen Leute« im Ruhrgebiet. Ihnen gilt seine Aufmerksamkeit, sein Mitgefühl und Zuspruch, und nie belässt er es bei oberflächlichen, reportagehaften Betrachtungen.

Heinrich Peuckmann ist sich seiner politischen Verantwortung zu jeder Zeit bewusst, ein Schriftsteller, dessen Werteskala und Engagement geprägt und bestimmt werden von tiefer Menschlichkeit, sozialer Verantwortung und christlichen Werten. So setzt Heinrich Peuckmann biblische Themen des Alten und Neuen Testaments in Bezug zu aktuellen politischen Strömungen und gegenwärtigem Alltagsgeschehen, z.B. in dem Band *Leise Worte, fremdes Land* (1991).

Soziales Bewusstsein, christliches Denken und Handeln, aber auch Neugierde und seine humorvolle offene Art machen ihn zu einem gruppenfähigen Kollegen, der im Laufe der vielen Jahre seiner Autorentätigkeit immer wieder bereit ist, Anregungen zu geben, offen zu bleiben und sich neuen Strömungen zu stellen, vor allem aber auch Tätigkeiten und Aufgaben für schriftstellerische Vereinigungen und für bedrängte und verfolgte Kollegen zu übernehmen.

In jungen Jahren, in denen dergleichen grundsätzlich leichter fallen mag, gilt sein Einsatz und besonderes Engagement dem VS und dem Werkkreis Literatur der Arbeitswelt. Später lässt es sich weiter festhalten und beobachten, und auch im gereiften Alter, wenn andere längst nicht mehr so aktiv sind und sich lieber zur Ruhe setzen möchten, denkt Peuckmann nicht daran. So entschließt er sich, fast 70-jährig, als Generalsekretär innerhalb des PEN Verantwortung zu übernehmen, eine nicht leichte Aufgabe, wenn man die überaus große Meinungsvielfalt und die bei Autoren besonders stark ausgeprägte Streitkultur vor Augen hat. Politisches Bewusstsein und die daraus abgeleitete Verpflichtung, sich im Kollegenkreis einzusetzen und etwas zu erreichen für

verfolgte Schriftstellerkollegen aus nicht demokratischen Ländern, sind für ihn Verpflichtung und Ansporn sich zu engagieren und aktiv einzubringen. Dabei handelt es sich hier um zusätzliche zeitaufwändige Aufgaben, die »abgeknappt« werden müssen von wichtiger Schreibarbeit.

Engagement und humaner und sozialer Einsatz führen aber nicht zu einem geringen oder nachlassenden »Produktionsausstoß«. Im Gegenteil: auch dadurch findet er Anregungen, neue Themen und Schreibansätze.

Zwei abschließende Sätze über Heinrich Peuckmanns vielfältiges und umfangreiches Werk: es umfasst bislang über 60 eigenständige Titel, darunter sind allein von 2005 bis 2020 siebzehn Kriminalromane, meist mit dem pensionierten Kommissar Völkel, weiterhin mehrere Lyrikbände und -mappen, sieben Jugend- und 15 Kinderbücher sowie drei Dramen (zusammen mit Horst Hensel).

Ein Roman über Balzac befindet sich darunter, ein weiterer über Ereignisse im Zusammenhang mit der Duisburger Loveparade (*Leere Tage*, 2014) sowie mehrere, durch Reisen und Aufenthalte in China und anderen asiatischen Ländern inspirierte Romane, Erzählbände und Jugendbücher.

Gerd Puls

Textnachweise

Weshalb sonst. Aus: ... und sammle Bilder. Gedichte. Asso Verlag, Oberhausen, 2019 – *Na Sohnemann.* Erstdruck – Auszug aus *Angonoka.* Aus: *Angonoka.* Lychatz Verlag, Leipzig, 2014 [aus der Krimiserie um Kommissar a. D. Bernhard Völkel] – *Immerhin jener.* Aus: *Der Sommer fällt. Gedichte.* Brockmeyer Verlag, Bochum, 2007 – *Gefährlicher Steg.* Aus: *Gefährliches Spiel.* Kulturmaschinen Verlag, Ochsenfurth, 2018 – *Rubr.* Aus: *Erinnern. Vergessen. Gedichte.* Mit Grafiken von Willi Sitte. Lychatz Verlag, Leipzig, 2013 – Auszug aus *Saitenwechsel.* Aus: *Saitenwechsel. Roman.* Asso Verlag, Oberhausen, 2012 – *Rottstraße, Kamen.* Aus: ... und sammle Bilder. Gedichte. Asso Verlag, Oberhausen, 2019 – Auszug aus *Die Schattenboxer.* Aus: *Schattenboxer. Roman.* Asso Verlag, Oberhausen, 2010 – *Nie zu vergessen.* Aus: ... und sammle Bilder. Gedichte. Asso Verlag, Oberhausen, 2019 – Auszug aus *Leere Tage.* Aus: *Leere Tage. Roman.* Asso Verlag, Oberhausen, 2014 – *Frisörbesuch.* Aus: *Der Vorwärtsfahrer.* Brockmeyer Verlag, Bochum, 2009 – *Der Blick zum Fenster.* Aus: *Erinnern. Vergessen. Gedichte.* Mit Grafiken von Willi Sitte. Lychatz Verlag, Leipzig, 2013 – *Der Vorwärtsfahrer.* Aus: *Der Vorwärtsfahrer.* Brockmeyer Verlag, Bochum, 2009 – *Alles in Ordnung.* Aus: *Schichtwechsel. Poetische Schlagwetter. Erzählungen über Arbeit.* Hg. von Gerd Puls. Asso Verlag, Oberhausen, 2017 – Auszug aus *Die lange Reise des Herrn Balzac.* Aus: *Die lange Reise des Herrn Balzac. Roman.* Lychatz Verlag, Leipzig, 2016 – *Das Lied an den Schmetterlingsquellen.* Aus: *Frauengeschichten aus Asien.* Mitteldeutscher Verlag, Halle, 2004 – *Paris, Les deux Magots.* Aus: ... und sammle Bilder. Gedichte. Asso Verlag, Oberhausen, 2019.

Nylands »Kleine Westfälische Bibliothek«

Peter Paul Althaus (Bd. 1) ■ Gustav Sack (Bd. 2) ■ Hans Siemsen (Bd. 3) ■ Josef Winckler (Bd. 4) ■ Reinhard Koester (Bd. 5) ■ Elisabeth Hauptmann (Bd. 6) ■ Peter Hille (Bd. 7) ■ Jodocus Temme (Bd. 8) ■ Ernst Meister (Bd. 9) ■ Heinrich und Julius Hart (Bd. 10) ■ Max Bruns (Bd. 11) ■ Paul Zech (Bd. 12) ■ Andreas Rottendorf (Bd. 13) ■ Adolf von Hatzfeld (Bd. 14) ■ August Stramm (Bd. 15) ■ Thomas Valentin (Bd. 16) ■ Paul Schallück (Bd. 17) ■ Richard Huelsenbeck (Bd. 18) ■ Erich Jansen (Bd. 19) ■ Felix Fechenbach (Bd. 20) ■ Fred Endrikat (Bd. 21) ■ Clara Ratzka (Bd. 22) ■ Annette von Droste-Hülshoff (Bd. 23) ■ Katherine Allfrey (Bd. 24) ■ Anton Aulke (Bd. 25) ■ Henriette Davidis (Bd. 26) ■ Katharina Schücking (Bd. 27) ■ Anton Matthias Sprickmann (Bd. 28) ■ Heinrich Jung-Stilling (Bd. 29) ■ Siegfried Johannes Schmidt (Bd. 30) ■ Erich Grisar (Bd. 31) ■ Johann Moritz Schwager (Bd. 32) ■ Reinhard Döhl (Bd. 33) ■ Hugo Ernst Käufer (Bd. 34) ■ Jenny Aloni (Bd. 35) ■ Michael Klaus (Bd. 36) ■ Max von der Grün (Bd. 37) ■ Hans Dieter Schwarze (Bd. 38) ■ Gerhard Mensching (Bd. 39) ■ Carl Arnold Kortum (Bd. 40) ■ Heinrich Kämpchen (Bd. 41) ■ Ferdinand Krüger (Bd. 42) ■ Werner Streletz (Bd. 43) ■ Rainer Horbelt (Bd. 44) ■ Engelbert Kaempfer (Bd. 45) ■ Heinrich Schirmbeck (Bd. 46) ■ Eckart Kleßmann (Bd. 47) ■ Otto Jägersberg (Bd. 48) ■ Mathilde Franziska Anneke (Bd. 49) ■ Heinrich Maria Denneborg (Bd. 50) ■ Arnold Consbruch (Bd. 51) ■ Maria Lenzen (Bd. 52) ■ Jürgen Schimanek (Bd. 53) ■ Willy Kramp (Bd. 54) ■ Wolfgang Körner (Bd. 55) ■ Frank Göhre (Bd. 56) ■ Hans Wollschläger (Bd. 57) ■ Otto zur Linde (Bd. 58) ■ Josef Reding (Bd. 59) ■ Siegfried Kessemeier (Bd. 60) ■ Harald Hartung (Bd. 61) ■ Ernst Müller (Bd. 62) ■ Justus Möser (Bd. 63) ■ Walter Vollmer (Bd. 64) ■ Christine Koch (Bd. 65) ■ Werkleute auf Haus Nyland

(Bd. 66) ■ Ilse Kibgis (Bd. 67) ■ Franz Josef Degenhardt (Bd. 68) ■ Hans Marchwitza (Bd. 69)) ■ Peter Florenz Weddigen (Bd. 70) ■ Gerd Semmer (Bd. 71) ■ Augustin Wibbelt (Bd. 72) ■ Otto Lüning (Bd. 73) ■ Ötti Pfeiffer (Bd. 74) ■ Hugo Wolfgang Philipp (Bd. 75) ■ Liselotte Rauner (Bd. 76) ■ Levin Schücking (Bd. 77) ■ Georg Weerth (Bd. 78) ■ Fr. W. Weber (Bd. 79) ■ Ferdinand Freiligrath (Bd. 80)) ■ Erwin Sylvanus (Bd. 81) ■ Volker W. Degener (Bd. 82) ■ Richard Limpert (Bd. 83) ■ Elise von Hohenhausen (Bd. 84) ■ Friedrich Wilhelm Grimme (Bd. 85) ■ Werner Zillig (Bd. 86) ■ Hermann Mensing (Bd. 87) ■ Norbert Johannimloh (Bd. 88) ■ Georg Bernhard Depping (Bd. 89) ■ Horst Hensel (Bd. 90).